

Akademie Aktuell

Zeitschrift der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

ALTOKZITANISCH: Mittelalterliche Lebenswelten
KUNSTGESCHICHTE: Unter deutsch-französischem Himmel
MUSIK: Die französische „Salomé“

Werte im 21. Jahr- hundert

Eine
Herausforderung
für liberale
Demokratien

Heft 1.2022

BAW

GALAXIEN UND SCHWARZE LÖCHER

Vortrag von Prof. Dr. Reinhard Genzel
zur Eröffnung des Schelling-Forums

IN KOOPERATION MIT DER WÜRZBURGER
WISSENSCHAFTLICHEN GESELLSCHAFT

27/5/22

17.00 UHR

NEUBAUKIRCHE

Neubaustraße 9
97070 Würzburg

www.schelling-forum.badw.de

ANMELDUNG ERFORDERLICH

Schelling-Forum@badw-muenchen.de

Julius-Maximilians-
**UNIVERSITÄT
WÜRZBURG**

BAYERISCHE
AKADEMIE
DER
WISSENSCHAFTEN

BADW

1.2022

Editorial



Demokratische
Werte fördern:
Schüleraktion im
Rahmen des Netz-
werks „Schule ohne
Rassismus – Schule
mit Courage“.



Liebe Leserinnen
und Leser!

Seit 2015 ermöglicht die Bayerische Akademie der Wissenschaften die Einrichtung von Ad hoc-Arbeitsgruppen, deren Laufzeit auf drei Jahre begrenzt ist und die, gerade auch im Dialog mit der Öffentlichkeit, aktuelle Fragen von gesellschaftspolitischer Bedeutung behandeln. Den Anfang machte der „Islam in Bayern“, ganz neu ist das „Judentum in Bayern in Geschichte und Gegenwart“.

Dazwischen folgte zunächst die „Faktizität der Welt“, wozu vor allem, aber keineswegs ausschließlich, Expertinnen und Experten aus den Rechts- und Sozialwissenschaften beitrugen, denen es darum ging, das bewusste Leugnen der Realität ebenso zu analysieren wie den fahrlässigen Umgang mit der Wahrheit. Seit 2019 wurde dann die Ad hoc-Arbeitsgruppe „Zukunftswerte“ gefördert. Sie beschäftigte sich mit zentralen Leitbildern, die nicht erst in jüngster Zeit vielfältigen Herausforderungen ausgesetzt waren: so unter anderem durch die Digitalisierung und die sozialen Medien, durch Nationalismus und Populismus sowie durch die Infragestellung oder den Bedeutungsverlust von Institutionen. Drei komplementäre Begriffspaare – Spannungsfelder, nicht Gegensätze – standen dabei im Mittelpunkt: nämlich Freiheit und Sicherheit, Gemeinschaftsinteresse und Eigeninteresse sowie Multikulturalität und Identität. Einige Aspekte dieses Themenspektrums bilden den Schwerpunkt dieser Ausgabe von „Akademie Aktuell“. Ich wünsche eine anregende Lektüre.

Prof. Dr. Thomas O. Höllmann
Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Fotos: Niko Schmid-Burgki; Landeskoordination Berlin „Schule ohne Rassismus“/Wolfgang Borrs

Werte im 21. Jahrhundert

Werte bestimmen unser Handeln, geben Halt und Identität, verbinden und trennen, beeinflussen sich gegenseitig, stiften Gemeinschaft. Zugleich werden sie permanent verhandelt, rufen Konflikte

hervor, wandeln sich, gehen verloren. Vor welchen Herausforderungen stehen liberale demokratische Gesellschaften derzeit im Hinblick auf Werte und Wertkonflikte? Und welche Werte sind in Zukunft wichtig? Lesen Sie mehr ab S. 12.



Illustration: Jennifer Tapias für Akademie Aktuell

Nr. 76

6
Kurz notiert
Nachrichten aus Wissenschaft und Forschung

8
Im Gespräch
Der Musikwissenschaftler Ulrich Konrad über Musik als lebensnotwendige Kunst



S. 54 | Start eines deutsch-französischen Projekts über barocke Deckenmalerei.

Fokus

12
Werte im 21. Jahrhundert

14
Werte kommunizieren
Eine Untersuchung politischer Grundsatzprogramme

20
Ich oder wir?
Werte vermittelt in den Lehrplänen bayerischer Schulen

24
Eine in Vielfalt geeinte Welt?
Multikulturalität und Identität: Schlüsselbegriffe der Debatte

28
Wir und die anderen?
Ein vergleichender Blick auf Migration und kulturelle Diversität

32
Augen auf!
Freiheit und Sicherheit in der digitalen Öffentlichkeit

36
Werte am Lebensabend
Zur Bedeutung von Sicherheit und Freiheit für ältere Menschen

Fotos: Archives nationales; privat

39
Auf den Punkt
Henriette Engelhardt-Wölfler über Baby-Boom oder Baby-Bust

40
Ortswechsel
Aus dem Iran nach München

42
Kurz vorgestellt
Fragen an neue Akademiemitglieder

Forschung

44
Noch niemals in Paris
Richard Strauss und die französische Fassung der Oper „Salomé“

50
Troubadours, Gelehrte und Kaufleute
Das digitale Wörterbuch des Altokzitanischen gibt Einblick in mittelalterliche Lebenswelten

54
Unter deutsch-französischem Himmel
Digitale Erforschung der Deckenmalerei auf beiden Seiten des Rheins

58
Akademie intern

60
Termine / Impressum

62
Lieblingsstück

Unser Titelbild
und den dazugehörigen Schwerpunkt „Werte im 21. Jahrhundert“ hat die Illustratorin Jennifer Tapias für „Akademie Aktuell“ gestaltet. Aus Kolumbien stammend, lebt sie heute in Valencia. Ihre Arbeiten sind von Symbolen des täglichen Lebens inspiriert, aus denen sie mit kräftigen Farben und reduzierter Formensprache neue Ideen und Assoziationen entwickelt. Sie arbeitet für Zeitschriften und Magazine weltweit, darunter „The Washington Post“, „The Guardian“ oder „The Atlantic“.



22.173

Schafherde
in einem
bayerischen
Dorf, 1939.



22.173 Objekte aus seinen Forschungen hat das Institut für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der BADW bereits zum Internetportal bavarikon beigesteuert. Auch andere Akademievorhaben sind dort aktiv. Die Plattform sammelt Digitalisate materieller und immaterieller Kostbarkeiten der bayerischen Geschichte – wie Kaisermäntel, Landkarten oder Volkstänze – und macht sie in digitalen Ausstellungen für die Öffentlichkeit zugänglich unter: bavarikon.de

MUNICH QUANTUM VALLEY GEGRÜNDET



Thomas O. Höllmann (l.) mit Markus Söder und Bernd Sibler.

Am 27. Januar konstituierte sich das Munich Quantum Valley in den Räumen der Akademie als Verein. Damit ist der Grundstein für einen international einzigartigen Forschungsstandort für Quantencomputing und Quantentechnologie gelegt. „Wir werden Bayern dabei zum internationalen Champion entwickeln“, erklärte Ministerpräsident Markus Söder nach der Unterzeichnung. Für die BADW sind das Walther-Meißner-Institut für Tieftemperaturforschung und das Leibniz-Rechenzentrum am Munich Quantum Valley beteiligt. Mehr zu den Partnern und Zielen: munich-quantum-valley.de



Warum Wissenschaft?

Was ist das Besondere an einer Karriere in der Wissenschaft, und welche Gründe sprechen dafür, diesen Weg einzuschlagen? Dazu befragt die BADW einige ihrer Forscherinnen und Forscher in der neuen Video-Reihe „Wissenschaft als Beruf“. Videos anschauen: badw.de

Zusammenstellung: rz

RUINA

Metapher der Krise

Als „Ruine“ oder „Ruin“ ist uns das lateinische „ruina“ bis heute geläufig. Wie aber wurde das Wort, das ursprünglich „Absturz“ bedeutete, im antiken Rom verwendet? Dieser Frage ging die italienische Philologin und Historikerin Irene Leonardis mit einem Forschungsstipendium der BADW beim Thesaurus linguae Latinae nach. Ihre Erkenntnisse werden in die Wörterbucharbeit einfließen.

Fotos: Landesverband bayer. Schafhalter; BADW; Bayer. Staatskanzlei/Jörg Koch

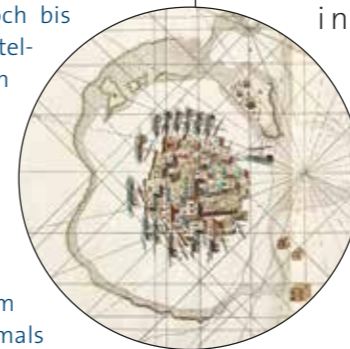


Jüdisches Leben in Bayern

Wie leben deutsche Jüdinnen und Juden ihre Kultur und ihren Glauben heute? Darüber sprachen in der BADW zum Auftakt der Ad hoc-AG „Judentum in Bayern“: Charlotte Knobloch (Israelit. Kultusgemeinde München und Oberbayern), Michael Brenner (LMU München/AU Washington), die Schriftstellerin Lena Gorelik und Lena Prytula (Jüd. Studierendenunion). Es moderierte Ilanit Spinner (Bayerischer Rundfunk). In der Mediathek anschauen: badw.de

KUNSTMANNS KOSTBARE KARTEN

In der Universitätsbibliothek der LMU München ist noch bis 6. Mai 2022 eine Ausstellung zu sehen, die sich einem ausgesprochen vielseitigen Akademiemitglied widmet: Friedrich Kunstmann (1811–1867), Historiker, Jurist, Kanonist und Theologe. Aus dem Nachlass werden erstmals ausgewählte Karten vorgestellt, von wertvollen Originaldrucken des 16. Jahrhunderts bis hin zu zeitgenössisch angefertigten Faksimiles. Das Bild zeigt eine Ansicht der Stadt Sawakin im heutigen Sudan aus dem Manuskriptatlas des portugiesischen Seefahrers João de Castro (1541).



Ausstellung besuchen: Ausleihhalle der Universitätsbibliothek München, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München, Mo–Fr 9.00–20.00 Uhr
Virtueller Rundgang: www.hgw.geschichte.uni-muenchen.de

Fotos: picture alliance/dpa, P. Kneffel; SZ Photo; UB der LMU München, W 2 Kunstm., 55. Taf. VII

SCHELLING in MÜNCHEN

Mit dem Vorhaben „Schelling in München“ baut die BADW zusammen mit der Universität Freiburg ihre führende Rolle in der Schellingforschung weiter aus. In dem Projekt wird u. a. der Nachlass Schellings aus seiner Münchner Zeit, darunter Briefe und Tagebücher, erfasst und in hybrider Form zugänglich gemacht.



Mehr Infos: www.schelling.badw.de

NACHWUCHS-FÖRDERUNG

Das neue, von der BADW initiierte „Forschungskolloquium Akademienprogramm“ fördert die projekt- und disziplinenübergreifende Vernetzung junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die an deutschen Wissenschaftsakademien in der Grundlagenforschung arbeiten. Das Kolloquium findet einmal im Monat mit zwei Kurzvorträgen zu aktuellen Bachelor- und Masterprojekten, Dissertationen oder Habilitationen statt. Ziel der Initiative ist es auch, Forschungsnetzwerke im gesamten Bundesgebiet zu bilden. Im Sommer 2022 ist ein Workshop in Präsenz geplant. Anmelden unter: forschungsreferat@badw.de

„Musik ist für mich eine lebenslange Mitte“

Ein Gespräch mit dem Musikwissenschaftler **Ulrich Konrad** über seine Leidenschaft für Musik, den heimlichen Wunsch, Komponist zu werden, und die Vorstellung von Mozart als göttliche Jukebox.

Fragen **Katja Tschirwitz** — Foto **Maria Bayer**

Sie sind einer der führenden Musikwissenschaftler Deutschlands. Was hat Sie als kleiner Junge interessiert?

Jedenfalls nicht das, was ich hauptberuflich treibe. Ich bin eine Mischung aus Bauernkel und Diplomatensohn, meine Familie war über Generationen in der Landwirtschaft und im Handwerk tätig. Mein Vater ging nach dem Krieg ins Auswärtige Amt, und ich wuchs einerseits im dörflichen Raum auf, lernte andererseits früh die große Welt kennen.

Wie sind Sie denn zur Musik gekommen?
Neugierig wurde ich, als der „Song of Joy“ 1970 in den Charts war, eine Adaption von Beethovens 9. Sinfonie. Unser Musiklehrer wettete furchtbar gegen diesen Schlager, während wir Schüler ihn schön fanden. Ich wollte hören, wie das bei Beethoven, den ich bis dahin nicht kannte, geklungen haben mochte. Im Schallplattenschrank meiner Eltern

fand ich eine Aufnahme der 9. Sinfonie mit Furtwängler und legte sie auf. Nun hörte ich den originalen Beethoven und muss sagen: Den „Song of Joy“ fand ich schöner. Ich war zwölf Jahre alt.

Bis dahin wussten Sie nichts von Beethoven, obwohl die Platte bei Ihren Eltern im Schrank stand?

Ich habe ihn jedenfalls nicht wahrgenommen. In einem Londoner Geschäft hatte ich mir von meinen Eltern eine LP mit einem Stück namens „Pastorale“ gewünscht. Das kannte ich, habe aber Beethoven nicht damit verbunden. Als ich elf oder zwölf war, sollte ich Klarinette lernen. Meine Neigung zur Musik reicht in diese vorpubertäre Zeit zurück. Als mein Vater mich fragte, was ich denn mal werden wolle (ich war 17), antwortete ich: „Professor für Musikwissenschaft.“ Heute staune ich, dass er nicht fragte, ob ich verrückt geworden sei. Er ließ das

einfach so stehen. Heimlich wollte ich aber Komponist werden. Mit 18 Jahren habe ich an einem Compositions-Wettbewerb teilgenommen. Ich sagte mir: „Wenn du den Wettbewerb gewinnst, studierst du Komposition.“ Nach sechs Wochen kam die Partitur kommentarlos zurück (lacht). Damit ist der Welt ein Kleinmeister erspart geblieben.

Was bedeutet Musik für Sie?

Musik ist für mich eine lebenslange Mitte, die mich immer wieder anzieht. Die Faszination, die Musik auf mich ausübt, hat bis heute nicht nachgelassen. Im Gegenteil, sie ist größer geworden. Verbunden mit der Einsicht, dass ein Einzelner das, was Menschen seit Jahrhunderten an Musik gemacht haben und machen, nicht ansatzweise überblicken kann. Die digitale Entwicklung bringt die Gefahr und den Gewinn, dass wir so viel Musik zur Verfügung haben wie noch nie in der



Ulrich Konrad vor dem Schelling-Forum, der neuen Außenstelle der Bayerischen Akademie der Wissenschaften an der Universität Würzburg.

Menschheitsgeschichte – aus allen Regionen und Epochen. Das gewährt einen tiefen Einblick in die musikalische Aktivität von Menschen. Auch das fasziniert mich an Musik: Ohne uns Menschen wäre sie nicht. Durch Musik etwas zu erfahren über menschliches Fühlen, Denken und Zusammenleben erfüllt mich.

Wenn Sie abends heimkommen, legen Sie dann nochmal Musik auf?

Unbedingt. Meine Frau nervt es ein bisschen, dass immer Musik an ist. Und es gibt natürlich Unterschiede zwischen der bloßen Musik im Hintergrund – das darf nicht die „Kunst der Fuge“ oder eine Beethoven-Sonate sein – und dem wirklichen Hinhören mit Partitur. Es entspannt mich, abends am Pult zu sitzen an einer Partitur, inzwischen mit Kopfhörern, um meine Frau nicht zu stören.

Einer Ihrer Forschungsschwerpunkte ist Wolfgang Amadeus Mozart. Warum er? Die Zufälle des Lebens! Als Klarinettenist habe ich nach ein paar Jahren Unterricht sein Klarinettenquintett gespielt, so war Mozart für mich auch körperlich erlebbar. Seine Musik zog mich an. Als ich über ein Habilitationsthema nachdachte, stieß ich auf die Frage, wie Mozart komponiert hat. Doch die Mozartexperten traten mir mit Stirnrunzeln entgegen: „Wie wollen Sie das machen? Das geht nicht.“ Das Thema war ja deshalb so lange liegen geblieben, weil die Vorstellung von Mozarts Komponieren mythisch verbrämt war: Dieser Mensch hätte nur einmal kurz zum Himmel schauen müssen, und schon hätte er eine Sinfonie im Kopf gehabt. Eine göttliche Jukebox, in welche die Götter oben eine Münze warfen, und unten sprudelte die Jupitersinfonie heraus. Das widerspricht allen Erfahrungen, die man macht, wenn man sich mit dem Komponieren beschäftigt. Also fragte ich: „Gibt es belastbare Zeugnisse, die uns etwas Verbindliches sagen über Mozarts Kompositionsweise?“ Ich stieß auf einen schmalen, doch aussagekräftigen Skizzenbestand, der über die ganze Welt verstreut ist. Und auf das Phänomen des Fragments bei Mozart. Kein Komponist hat so viele unvollendete Werke hinterlassen wie er, über 150 sind es. Zusammen mit einem tiefen Blick in die Handschriften haben sie mich mit diesem fernen

Menschen in Verbindung treten lassen. Für mich ist es ein emotionales Erlebnis, wenn ich in einer Bibliothek über einer Mozartschen Originalpartitur sitze und plötzlich spüre: Darüber hat dieser Mann geatmet. Diese Blätter waren mal leer!

Gibt es noch andere Komponisten, die Sie als Forscher reizen, die Sie aber bislang noch nicht gezielt bearbeiten konnten?



Trotz ihres Erfolgs lange Zeit unbeachtet: Florence Price (1887–1953) war die erste afroamerikanische Komponistin, deren Werk von einem renommierten Orchester aufgeführt wurde.

„Die Faszination, die Musik auf mich ausübt, hat bis heute nicht nachgelassen. Im Gegenteil, sie ist größer geworden.“

Im Moment nicht. Die, mit denen ich mich beschäftige, verlangen meine ganze Aufmerksamkeit. Seit vielen Jahren setze ich mich mit Richard Wagner auseinander, war Leiter der Schumann-Gesamtausgabe, habe über Beethoven und Alte Musik publiziert, habe von früh an eine Leidenschaft für Richard Strauss. Seine „Salome“ war meine erste Oper. Als 17-Jähriger war ich nach der Aufführung so geplättet, dass ich alles Ersparte zusammenkratzte, um die Partitur zu kaufen.

Sie forschen und lehren am Würzburger Institut für Musikforschung. Beeinflusst die pädagogische Arbeit Ihre Forschung? Musik drängt uns merkwürdigerweise zum Reden. Niemand geht aus einem Konzert und ist verstummt. Wir haben den Drang, uns über die Musik auszutauschen. Verwunderlich, weil wir gleichzeitig feststellen, dass unser Reden über Musik begrenzt ist. Wenn wir Musik durch Sprache ersetzen könnten, wäre eins von beiden überflüssig. Das Unterrichten funktioniert bei mir gut, wenn ich im nachvollziehenden Erleben am Notentext merke, dass ich in eine innerliche Verbindung zur Musik komme. Die drängt mich zur Sprache.

Wie sieht Ihr typischer Arbeitstag aus? Er beginnt früh und endet spät. Ein normaler Universitätstag ist leider zunehmend eingenommen von Dingen, die mit der Sache selbst nichts zu tun haben. Als Leiter eines großen Lehrstuhls mit verschiedenen Forschungsprojekten hat man viele Verwaltungsaufgaben. Im Semester gibt es die Stunden der Lehre, auf die man sich vorbereitet. Was an Zeit noch bleibt, gilt dem Lesen und Schreiben. Langeweile kenne ich nicht.

Früher war Musikgeschichte eine männlich überformte Angelegenheit, geschrieben von Männern, die komponierende Frauen beharrlich ausklammerten. Heute gibt es dafür ein Bewusstsein. Wie fließt das in Ihre Arbeit ein?

Es fließt massiv ein, weil es eine Sichtweise ist, die zur Gegenwart gehört. Würde ich mich allen neuen Sichtweisen und berechtigten Zurufen verschließen, würde ich erstarren und wäre bald jemand, der in den 1990er Jahren seine große Zeit

Foto: G. Neildoff/Special Collections, Univ. of Arkansas Libraries Fayetteville

„Durch Musik etwas zu erfahren über unser menschliches Fühlen, Denken und Zusammenleben, erfüllt mich.“

hatte und seitdem nur noch den eigenen Ruhm verwaltet. Mein Beruf ist dynamisch und ändert sich. Gerade das Thema komponierende Frauen bringt in vielerlei Hinsicht zum Nachdenken. Frauen haben zwar komponiert, das hat aber eine bestimmte Wahrnehmungsschwelle nie überschritten, was mit Rollenverständnissen zusammenhängt. Das können wir nicht ändern. Geschichte wird gemacht. Wir haben jetzt die Chance, all das zu überprüfen, müssen aber auch der Gefahr entgehen, die Maßstäbe zu verlieren.

Das Frankfurter Archiv Frau und Musik hatte vor wenigen Jahren 40. Jubiläum. Wie stehen Sie seiner Arbeit gegenüber? Ich würde bewusst keine Besonderheit mehr daraus machen.

Ist es aber noch. Das ist letztlich ein Warnsignal. Als es in den späten 1970er Jahren gegründet wurde, tauchte der Name Fanny Mendelssohn Bartholdy erstmals überhaupt auf einer Schallplatte auf. Ich habe noch Stimmen im Ohr von älteren Professoren und Musikwissenschaftlern, die aus tiefer Überzeugung sagten: „Das ist ein Nischenphänomen, Frauen können nicht komponieren.“ Daran erkennt man, wie viel schon erreicht wurde. Ziel müsste sein, gar nicht mehr nach der Besonderheit dieses Archivs fragen zu müssen. Das Archiv hat sich zur Aufgabe gemacht, was andere Forschungseinrichtungen auch tun: Musikalien, die nicht bekannt, verschollen oder zerstreut sind, zusammenzutragen und zugänglich zu machen. Gestern Abend habe ich zum ersten Mal die 1. und 3. Sinfonie der US-Amerikanerin Florence Price auf einer neuen CD gehört.

Können Sie uns da ein bisschen unter die Arme greifen?

Florence Price ist eine Komponistin, über die ich selbst noch nicht viel weiß. Eine Amerikanerin, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gearbeitet hat. Die 1. Sinfonie ist zunächst einmal handwerklich sehr gut, das Orchester klingt. Mit 40 Minuten und vier Sätzen recht umfangreich, spielt sie mit den Idiomen der Symphonik – ich habe viel spätere Dvořák rausgehört – sowie mit jenen der amerikanischen „Volksmusik“. Die harmonische Sprache ist europäisch-romantisch. Die 3. Sinfonie in c-Moll hat einen dunkleren Charakter, wahrscheinlich spiegeln sich da inzwischen Lebens- oder kompositorische Erfahrungen. Das alles sind meine ersten Eindrücke von der Musik, nicht, was ich darüber gelesen habe. Ein Zugang zu Musik, den ich auch sonst suche: erst die Musik hören und dann recherchieren.

Sie haben drei erwachsene Kinder. Hatten Sie genug Zeit für sie? Nein, hatte ich nicht.

Bereuen Sie das?

Das ist ein Preis, den man zahlt. Meine Berufsauffassung kommt wohl noch aus einer anderen Zeit. Ich habe mich mit Haut und Haaren diesem Beruf verschrieben. Ohne diesen bedingungslosen Einsatz wäre es nicht gegangen.

Was kann Musik in einer Gesellschaft leisten?

Sie kann die Menschen nicht besser machen und auch gesellschaftliche Missstände nicht wesentlich verändern. Aber sie kann Menschen in ihren emotionalen Befindlichkeiten und Möglichkeiten individuell erfüllen und sie sozial

verbinden. Es ist eine anthropologische Konstante: Menschen haben immer Musik gemacht. Musik ist für mich keine überlebensnotwendige Kunst, aber eine lebensnotwendige.

Welchen Stellenwert hat Musik bei uns in Deutschland?

Wenn wir den Sektor der sogenannten Kunstmusik nehmen, haben wir in Deutschland ein Paradies. Die Hälfte aller Opernhäuser weltweit steht in unserem Land, wir haben eine große Fülle wunderbarer Orchester und mehr Musikhochschulen als musikalisches Begabungsreservoir in der Bevölkerung. So können wir unsere Erfahrungen auch Menschen aus anderen Nationen anbieten.

Spielen Sie noch Klarinette?

Leider nicht. Mit Anfang 30 habe ich aufgehört zu komponieren und wenig später auch das Klarinettespielen nicht mehr gepflegt. Ich singe aber weiterhin in Chören.

Hat das Klavier immer noch einen Platz in Ihrem Leben?

Ja, es ist ein Arbeitsinstrument. In der Meinung, dass man nur eine Sache wirklich gut kann, habe ich mich entschlossen, nicht mehr öffentlich zu musizieren. Ich habe allen Versuchen und Einladungen widerstanden.

Prof. Dr. Ulrich Konrad

ist Leiter des Instituts für Musikforschung der Universität Würzburg, Leibniz-Preisträger, Akademiemitglied und gehört dem Koordinierungsausschuss des Schelling-Forums der BADW an der Universität Würzburg an.

Katja Tschirwitz

studierte Musikvermittlung und Konzertpädagogik und arbeitet als freie Musik- und Kulturjournalistin.

Das Gespräch fand am 4. Januar 2022 in Würzburg statt. Den ausführlichen Podcast finden Sie in der Mediathek unter www.badw.de.



Werte im 21. Jahrhundert

Werte bestimmen unser Handeln, sie verbinden und trennen, beeinflussen sich gegenseitig und stiften Gemeinschaft. Sie rufen aber auch Konflikte hervor, wandeln sich, gehen verloren. Vor welchen Herausforderungen stehen liberale demokratische Gesellschaften im 21. Jahrhundert, wenn es um Werte oder Wertkonflikte

geht? Die Ad hoc-AG „Zukunftswerte“ der BAdW ging dieser Frage nach und stellte in den Mittelpunkt ihrer Aktivitäten drei zentrale Wertepaare, die in Zukunft große Bedeutung haben werden: Gemeinschafts- und Eigeninteresse, Freiheit und Sicherheit sowie Identität und Multikulturalität.

Illustration: Jennifer Tapias für Akademie Aktuell

Werte kommunizieren

Welche Werte vermitteln **politische Grundsatprogramme**?
Eine vergleichende Untersuchung zu CDU und
Bündnis 90/Die Grünen offenbart unterschiedliche Strategien
politischer Wertekommunikation.

Von **Julian Müller** und **Astrid Séville**

**Man könne,
so Niklas Luhmann,
nicht erklären,
was „Werte ,sind‘,
wohl aber verstehen,
was sie leisten“.**

D

Die Bundestagswahl 2021 hat es wieder gezeigt: Der Wahl-O-Mat der Bundeszentrale für politische Bildung wird von vielen Wählerinnen und Wählern genutzt, um sich ein Bild von den konkreten Politikvorschlägen einzelner Parteien zu machen. Mithilfe des Wahl-O-Mat kann man sich die Übereinstimmung der eigenen politischen Präferenzen mit den jeweiligen Positionen der Parteien anzeigen lassen. So nützlich dieses Online-Tool heute für die Willensbildung von einzelnen Bürgerinnen und Bürgern auch zu sein scheint – Politikwissenschaftler wie der ehemalige Direktor des Wissenschaftszentrums Berlin, Wolfgang Merkel, kritisieren jedoch, dass hierbei nur einzelne Policies, also spezifische politische Positionen und Vorschläge, abgefragt, jedoch in kein Verhältnis zu den großen Wertentscheidungen und unterschiedlichen Wertehierarchien demokratischer Parteien gesetzt würden.

Parteien und Werte

Wo aber lässt sich etwas über die handlungsleitenden Werte einer Partei in Erfahrung bringen? Man könnte meinen, den Wählerinnen und Wählern dürfte hierbei ein Blick in die Grundsatprogramme der Parteien weiterhelfen. Doch außer einigen motivierten Parteimitgliedern und manchen Politikwissenschaftlerinnen dürften sich nur wenige durch diese programmatischen Schriften arbeiten, die Titel tragen wie „Veränderung schafft Halt“ (Bündnis90/Die Grünen, 2020) oder „Freiheit und Sicherheit“ (CDU, 2007).

Aus unserer Sicht handelt es sich aber doch um eine durchaus bemerkenswerte

und zu Unrecht wenig beachtete Textsorte: Wie bereits die zitierten Titel verraten, zeichnen sich Grundsatz- und Parteiprogramme durch eine „strategische Ambiguität“ aus, wie der Sprachwissenschaftler Josef Klein bereits 1996 konstatierte. Diese ist zum einen das Ergebnis eines Schreibprozesses, an dem bisweilen verschiedene Autoren mit teilweise gegensätzlichen Positionen beteiligt waren; sie kann aber durchaus auch als gezieltes Kommunikationsmittel verstanden werden. In Grundsatzprogrammen müssen nicht nur unterschiedliche, manchmal widersprüchliche Positionen miteinander versöhnt werden, sie nehmen zudem unterschiedliche Adressierungen vor. Denn Grundsatzprogramme richten sich nicht nur an aktive und bereits überzeugte Mitglieder einer Partei, sie geben darüber hinaus Auskunft über das Bild eines imaginierten, idealen Bürgers in einem von der jeweiligen Partei regierten Land. Folglich dienen sie sowohl einer Selbstverständigung nach innen als auch einer Distinktion nach außen und erfüllen zwei unterschiedliche kommunikative Funktionen: Sie präsentieren eine Partei mit einem entsprechenden ideologischen Kern, sie versuchen aber auch einen imaginierten Bürger bzw. eine Bürgerin zu repräsentieren.

Vor diesem Hintergrund hat sich das Projekt „Politische Kommunikation von Werten“ im Rahmen der Ad hoc-AG „Zukunftswerte“ der Bayerischen Akademie der Wissenschaften das Ziel gesetzt, die Rolle und Funktion von Wertekommunikation in politischen Grundsatprogrammen zu untersuchen. Wir sind zunächst der Frage nachgegangen,

welche Werte die einzelnen Parteien in jener Doppelkommunikation nach außen sowie nach innen prominent platzieren. Lassen sich hier jenseits der erwarteten parteispezifischen Präferenzen für Stabilität und Sicherheit, Freiheit und Selbstbestimmung oder Gerechtigkeit und Solidarität signifikante Differenzen beobachten? Neben der inhaltlichen Analyse der Grundsatprogramme haben wir uns darüber hinaus auch auf die Performanz der jeweiligen Texte konzentriert. Nicht nur wollten wir also untersuchen, über was in den Grundsatprogrammen gesprochen wird, über welche politischen Werte und konkreten politischen Ziele, sondern vor allem auch, wie das getan wird. Der Blick wurde also auf rhetorische Strategien gerichtet, die in den Grundsatprogrammen zum Einsatz kommen. Lassen sich unterschiedliche Stile und Tonfälle politischer Wertekommunikation feststellen? Und was verraten diese über das Selbstverständnis der Parteien sowie über das parteiinterne Bild potentieller Wähler und Wählerinnen? Und welche Rolle spielen hierbei Werte?

Wertekommunikation

Der Wertebegriff ist in den Sozialwissenschaften alles andere als unumstritten. Dass sich Werte umstandslos in konkrete Politik übersetzen lassen oder dass gesellschaftlicher Zusammenhalt auf ein geteiltes Set an Werten zurückzuführen ist, behaupten in Soziologie und Politikwissenschaft tatsächlich nur wenige. Nicht nur der rechte Staatsrechtler Carl Schmitt übte Kritik an Werten und sprach gar von einer die moderne Gesellschaft

Die Grünen erproben so etwas wie eine Vergemeinschaftung der Singularitäten.



Illustrationen: Jennifer Tapias für Akademie Aktuell

Die CDU setzt auf ein stillschweigendes Vor- und Einverständnis der Leserinnen und Leser.

kennzeichnenden „Tyrannei der Werte“; auch ein eher linker Denker wie Jürgen Habermas ging auf Distanz zum Wertebegriff, da dieser immer ein unausgesprochenes Vorverständnis der Kommunikationsteilnehmer voraussetze. Ein Wert wie „Respekt“ kann in unterschiedlichen Zusammenhängen Unterschiedliches bedeuten, und er kann sich auch in ganz unterschiedlichen Handlungen ausdrücken. „Gerechtigkeit“ kann Umverteilung ebenso legitimieren wie den Abbau von Sozialausgaben.

Der Soziologe Niklas Luhmann hat daher zu Recht betont, dass die Frage nach den Inhalten von Werten eher durch die Frage nach deren Funktion ersetzt werden müsse. Man könne, so Luhmann, nicht erklären, was „Werte ‚sind‘, wohl aber verstehen, was sie leisten“. Dieser Anweisung sind auch wir in unserem Projekt gefolgt und haben entsprechend gefragt, was Werte im Hinblick auf politische Kommunikation leisten. Es scheint gerade ihre inhaltliche Vagheit, ihre Unspezifität und Nicht-Explizitheit zu sein, die sie zu unverzichtbaren Instrumenten politischer Kommunikation macht. Der Rückgriff auf Werte gestattet es, ein gewisses Maß an Unbestimmtheit als Ressource politischer Praxis und politischer Rhetorik produktiv einzusetzen. Werte dienen politischen Akteuren einer Selbstversicherung, die nur selten Nachfragen provoziert.

Zwei Stile der Wertekommunikation

Um nun die spezifische Wertekommunikation der Parteien zu untersuchen, haben wir die aktuellen Grundsatzprogramme der deutschen Parteien mithilfe einer qualitativen Inhaltsanalyse untersucht. Dabei ließen sich zwei idealtypische Formen und Stile gegenwärtiger politischer Wertekommunikation ausmachen: Einer eher deklaratorischen Form von Wertekommunikation steht eine stärker auf Metakommunikation setzende Ansprache gegenüber. Wir haben uns dabei auf zwei Parteien konzentriert, die für diese These anschauliches Material liefern: für den ersten Fall das Grundsatzprogramm der CDU (2007), für den zweiten Fall das Grundsatzprogramm von Bündnis 90/Die Grünen (2020).

Ad hoc-AG „Zukunftswerte“ 2019–2022

Gemeinschaftsinteresse und Eigeninteresse

Andrea Abele-Brehm (Erlangen-Nürnberg, Sprecherin)
Frank Fischer (LMU München)
Dieter Frey (LMU München)
Michaela Gläser-Zikuda (Erlangen-Nürnberg)
Julian Müller (Graz)
Martina Osterrieder (Bamberg)
Annette Scheunpflug (Bamberg)
Peter Schwardmann (CMU Pittsburgh)
Monika Schnitzer (LMU München)
Astrid Séville (LMU München)
Sabine Weinert (Bamberg)

Freiheit und Sicherheit

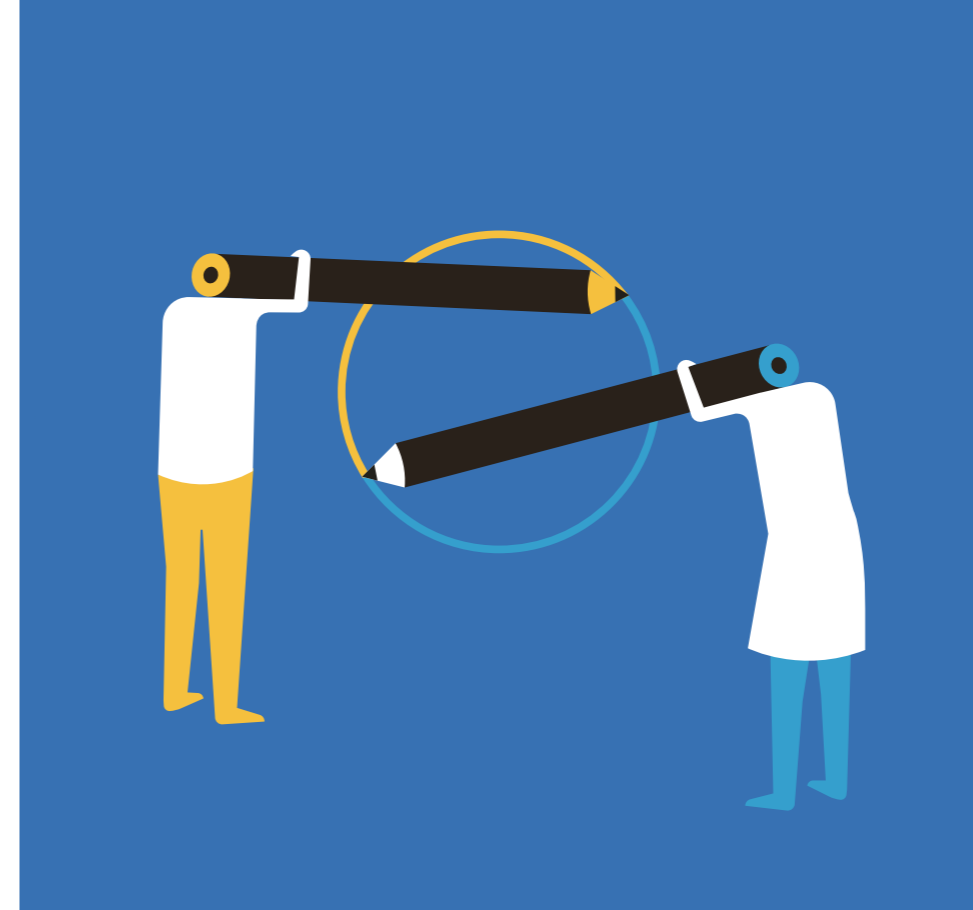
Heiner Bielefeldt (Erlangen-Nürnberg)
Marie-Kristin Döbler (Erlangen-Nürnberg/Tübingen)
Henriette Engelhardt-Wölfler (Bamberg)
Carmen Friedrich (Bamberg)
Nadine Gatzert (Erlangen-Nürnberg)
Stephan Hartmann (LMU München)
Nicole Koschate-Fischer (Erlangen-Nürnberg)
Christoph Neuberger (FU Berlin)
Nicole J. Saam (Erlangen-Nürnberg, Sprecherin)

Multikulturalität und Identität

Michael Brenner (LMU München/AU Washington)
Josef Drexler (LMU München/Max-Planck-Institut für Innovation und Wettbewerb)
Lena van der Hoven (Bern)
Kristina Milz (Institut für Zeitgeschichte München–Berlin)
Carlos U. Moulines (LMU München)
Gilbert Ndi Shang (Bayreuth)
Heike Paul (Erlangen-Nürnberg)
Mathias Rohe (Erlangen-Nürnberg)
Annette Scheunpflug (Bamberg)
Michelle Sturm-Müller (Eichstätt-Ingolstadt)
Andreas Wirsching (LMU München/Institut für Zeitschicht München–Berlin)
Barbara Zehnpfennig (Passau)
Michael F. Zimmermann (Eichstätt-Ingolstadt, Sprecher)

Um die Differenz beider Parteien in der Adressierung ihrer Mitglieder und ihrer potentiellen Wählerinnen und Wähler mittels Wertekommunikation zu verdeutlichen, können zwei kurze Beispiele aus den Präambeln der Grundsatzprogramme herangezogen werden. So heißt es bei der CDU: „Wir orientieren uns am christlichen Bild vom Menschen und seiner unantastbaren Würde und davon ausgehend an den Grundwerten Freiheit, Solidarität und Gerechtigkeit. Wir streben nach dem richtigen Verhältnis der Grundwerte zueinander.“ Im Grundsatzprogramm von Bündnis 90/Die Grünen lässt sich dagegen ein ganz anderer Tonfall ausmachen: „Wir sind aus verschiedenen Wurzeln zusammengewachsen. [... N]eue Menschen, neue Perspektiven und neue Bewegungen wie die Klimabewegung oder die von Menschen mit Rassismuserfahrung kommen stetig hinzu und geben unseren Werten und Zielen Kraft.“

Im Gegensatz zur CDU, die um das richtige Verhältnis von Grundwerten zu wissen scheint, betonen Bündnis 90/Die Grünen in ihrem Programm immer wieder die Strittigkeit und Konflikthaftigkeit parteipolitischen Miteinanders. Die Partei inszeniert sich als eine lernende und selbstkorrigierende Organisation, die interne Konflikte auszuhalten und zu moderieren imstande sei. Richtungsdebatten, parteiinterne Diskussionen und Wertekonflikte werden nicht etwa unterschlagen, um den Eindruck von Kohärenz und Monophonie zu erzeugen, sondern im Gegenteil nach außen kommuniziert. Die Strategie der CDU ist dagegen eine andere: Sie bekennt sich gleich zu Beginn ihres Grundsatzprogrammes „zu unseren Werten“ und setzt damit auf ein stillschweigendes Vor- und Einverständnis der Leserinnen und Leser. Während diese Partei also für sich veranschlagt, bereits bestehende Werte in einer Gesellschaft abzubilden, wird im Programm von Bündnis 90/Die Grünen gerade umgekehrt auf die unhintergehbare Spannung von Werten abgestellt: „Diese Werte, die auf dem Prinzip der Menschenwürde beruhen, ergänzen sich nicht nur, sie stehen mitunter auch im Widerstreit. Wertorientierte Politik braucht Beteiligung, also Gespräch und Streit, Gestaltung und Erneuerung. Nur ein geschlossenes Weltbild kennt keine Widersprüche.“



Wissenschaftliche Erkenntnisse geben uns Orientierung und sind Richtschnur guter Politik. Eine demokratische Gesellschaft realisiert sich weder in Werten oder Regellosigkeit noch in starren Dogmen, sondern indem das Verhältnis von Werten und Perspektiven zueinander immer wieder konkret ausverhandelt wird.“

Deliberation und Lernbereitschaft werden im Grundsatzprogramm von Bündnis 90/Die Grünen gewissermaßen zu Werten eigenen Rechts erhoben, zu Metawerten. In ihrer Ansprache orientiert sich die Partei ausdrücklich an jener „neuen Mittelklasse“ als antizipiertem Gegenüber, wie sie in den Arbeiten des Soziologen Andreas Reckwitz beschrieben wird. Diese zeichne sich durch ihren Wunsch nach Singularisierung, d. h. nach einer Inszenierung von Individualität, nach einem kuratierten Lebensstil und durch ihre Unlust an Kollektivierung aus. Wir können also zwei Strategien politischer Ansprache erkennen: Wo die CDU explizit auf die Existenz gemeinsam geteilter Werte hinweist, appellieren die Grünen an die Reflexivität der Einzelnen und erproben so etwas wie eine Vergemeinschaftung der Singularitäten.

Gerade ihre inhaltliche Vagheit scheint Werte zu unverzichtbaren Instrumenten politischer Kommunikation zu machen.

Fazit

Wie also kann sich Politik auf Werte beziehen? Die von uns herauspräparierten Stile politischer Wertekommunikation verweisen auf unterschiedliche Strategien und Zielsetzungen, wie sie

auch andere Forschungsarbeiten in der Ad hoc-AG „Zukunftswerte“ der BAfW, etwa für unterschiedliche Schulformen und Lehrpläne, diskutieren (s. S. 20–23). So können wir schließlich auf die Frage, wie sich ein politisch ebenso wie pädagogisch zu vermittelndes Werteprofil erzeugen lässt, zwei Modellantworten gegenüberstellen: entweder über offene Diskursivität und die gezielte Stimulation gesellschaftlicher Aushandlung oder über eine normative Setzung distinkter Werte.

Es lohnt sich in diesem Zusammenhang, auf die vielsagende Formel zu achten, die der Parteivorsitzende der Grünen und designierte Vizekanzler Robert Habeck wählte, als die neu gebildete Ampel-Koalition aus SPD, Grünen und FDP im November 2021 ihr Programm in einer Pressekonferenz vorstellte: Er sprach von einer „lernenden Politik“ und einer „lernenden Gesellschaft“ als Versprechen dieser neuen Regierung und machte somit Metawerte wie Lernbereitschaft, Selbstkritik und Diskursivität zu nicht weniger als zu offiziellen Regierungszielen.

Der Soziologe **Dr. Julian Müller** ist derzeit Gastprofessor an der TU Graz. In der Ad hoc-AG „Zukunftswerte“ forschte er über „Politische Kommunikation von Werten“.


Dr. Astrid Séville lehrt und forscht als Politikwissenschaftlerin an der LMU München. Sie ist Mitglied des Jungen Kollegs der BAfW und ihrer Ad hoc-AG „Zukunftswerte“.

Die beiden veröffentlichten jüngst: Paradoxe Kopplungen. Die Wertekommunikation von Bündnis90/Die Grünen als Ansprache und Fürsprache einer neuen Mittelklasse, in: Leviathan 50 (2022), 90–117.

Ist Dauerreflexion kommunizierbar? Das Habeck-Paradox, in: Merkur 873 (2022), 82–87.

Ich oder

Von **Andrea Abele-Brehm**
und **Annette Scheunpflug**



Eine wertbezogene Urteilsfähigkeit beginnt im Kindesalter. Neben der Familie kommt daher der Schule eine wichtige Aufgabe zu. Welche **Werte die Lehrpläne** bayerischer Schulen vertreten, untersucht eine Studie der Ad hoc-AG „Zukunftswerte“.

wir?

Komplexe Gesellschaften müssen es ihren Mitgliedern ermöglichen, Eigeninteressen durchzusetzen, gleichzeitig aber auch die Ausprägung von Gemeinschaftsinteressen und gesellschaftlichem Zusammenhalt stärken. Diese Gleichzeitigkeit einander potentiell widersprechender Werte verstehen und ausbalancieren zu können, ist eine Herausforderung. Forschungen der Sozial- und der Entwicklungspsychologie haben gezeigt, dass die Ausprägung der eigenen wertbezogenen Urteilsfähigkeit schon in der frühen Kindheit beginnt und dabei die Familie und die Schule eine wichtige Rolle spielen. Vor allem Gemeinschaftswerte können bereits im frühen Kindesalter gefördert oder aber auch nicht gefördert werden.

Angesichts der Bedeutung unterschiedlicher Sozialisationsinstanzen ist ein Blick auf die Schule lohnend. Im Gegensatz zur Forschung über Wissensinhalte ist die Forschung über Wertevermittlung in Schulen jedoch bislang sehr begrenzt, und selbst über Zielvorstellungen zur Wertevermittlung in Schulen ist wenig bekannt. Dabei werden Wertekonfigurationen für Lehrpläne in einem aufwändigen Anhörungsprozess mit vielen gesellschaftlichen Gruppen abgestimmt, sodass diese Texte als ein Ergebnis gesellschaftlicher Konsensverfahren verstanden werden können. An dieser Stelle setzt eine Studie an, über deren Ergebnisse hier ausschnittsweise berichtet wird. Ausgehend von einer in den Sozialwissenschaften etablierten Wertetheorie haben wir die Lehrpläne für bayerische allgemeinbildende Schulen hinsichtlich der dort vertretenen Werte analysiert und

untersucht, welche Werte betont werden und ob bzw. wenn ja, welche Unterschiede es zwischen den Schultypen gibt.

Werte in Lehrplänen

Werte bezeichnen etwas Erwünschtes und etwas, das als Maßstab für die Beurteilung des Handelns von Individuen und Gruppen herangezogen werden kann. Sie sind kulturell verankert und wichtig für den Zusammenhalt einer Gesellschaft. Die Tatsache, dass Werte meist recht abstrakt und konzeptuell unscharf sind, kann durchaus positiv gesehen werden: Sie erlauben aufgrund dieser Unschärfe, gesellschaftliche Komplexität auf wenige allgemeine Maximen zu reduzieren. Die Formulierung von Werten für Lehrpläne kann als Beispiel für einerseits Konsens stiftende, andererseits unscharfe normative Bestimmungen einer Gesellschaft gesehen werden. Wertediskurse in Lehrplänen informieren Lehrkräfte und Eltern und helfen, möglicherweise divergierende Vorstellungen zu harmonisieren. Möchte man Werte empirisch erfassen,

Wie entwickeln sich Werte?

Die Psychologen Anna K. Döring (University of Westminster) und Ariel Knafo-Noam (Hebrew University of Jerusalem) haben ihre Forschung dazu an der BAdW vorgestellt. Die Videos finden Sie unter zukunftswerte.badw.de/videos

Lehrpläne für das Gymnasium argumentieren deutlicher in Richtung „Eigeninteresse“.

dann bedarf es einer Theorie, um die Vielzahl potentieller Wertvorstellungen und -formulierungen zu kategorisieren. Eine solche Theorie haben Shalom H. Schwartz und Kolleginnen/Kollegen in den 1990er Jahren vorgelegt. Der Ansatz, bei dem Werte in zehn Kategorien eingeteilt werden, wurde seitdem bei einer großen Zahl empirischer Studien angewandt.

Wir haben für die Studie die gültigen bayerischen Lehrpläne für vier allgemeinbildende Schultypen (Grundschulen, Haupt-/Mittelschulen, Realschulen, Gymnasien) ausgewertet. Sie enthalten Kapitel zum „Bildungs- und Erziehungsauftrag“ sowie zu „übergreifende(n) Bildungs- und Erziehungsziele(n)“. Ausgehend von Schwartz wurden Inhaltsklassen definiert, in die dann die Inhalte der Kapitel eingeordnet wurden.

Die Tabelle auf S. 22 zeigt die Ergebnisse. In der ersten Spalte finden sich die zehn Schwartz'schen Basiswerte, in der zweiten die Häufigkeiten ihres Auftretens in der Studie und in der dritten Spalte ihre Definition mit einem konkreten Beispiel. Die Werte sind nach Häufigkeit geordnet. Werte zu Selbstbestimmung, Universalismus und Benevolenz bilden fast zwei Drittel der Wertekodierungen. Auf Leistungs- und Konformitätswerte wird etwas seltener verwiesen, alle anderen Werte kommen nur wenig vor.

Die Basiswerte (ohne Hedonismus) können nach Schwartz auch zu übergeordneten Einheiten zusammengefasst werden, nämlich Offenheit gegenüber Veränderung (Selbstbestimmung und Stimulation): 32 %, Selbstverbesserung (Leistung, Macht): 16 %, Bewahrung (Konformität, Tradition, Sicherheit): 17 %, und Selbsttranszendenz (Benevolenz, Universalismus): 34 %. Damit wird deutlich: Die Lehrpläne thematisieren sowohl Werte von Gemeinschafts- als auch von Einzelinteresse, aber der Schwerpunkt liegt auf Ersteren.

Etwa ein Drittel der Inhalte enthielt mehrere Werte und wurde mehrfach kodiert. Wir untersuchten, ob das Spannungsverhältnis zwischen Gemeinschafts- und Eigeninteresse in diesen Mehrfachkodierungen deutlich wird. Dies war teilweise der Fall: So wurden z. B. „Selbstverbesserung“ versus „Selbsttranszendenz“ in 15 % der Fälle gemeinsam thematisiert.

LITERATUR

M. Osterrieder, A. Banze, A. Scheunpflug, A. Abele-Brehm, Self Direction and Universalism: Value Manifestations in German School Curricula, 2021 (submitted).
A. Scheunpflug, A. Abele-Brehm, M. Osterrieder, A. Banze, Gesellschaftliche Wertekonfigurationen im gegliederten Schulwesen, 2021 (zur Veröffentlichung eingereicht).

Gegliedertes Schulsystem – gleiche Werte?

Vermittelt ein gegliedertes Schulwesen trotz unterschiedlicher Leistungsanforderungen die gleichen Werte? Wir untersuchten, ob es Unterschiede zwischen den Schultypen gibt. Die Ergebnisse zeigen, dass sich die Werteprofile z. T. ähneln, aber Lehrpläne für das Gymnasium deutlicher auf „Eigeninteresse“ und für Haupt-/Mittelschule stärker in Richtung „Gemeinschaftsinteresse“ angelegt sind. Tendenziell wird damit Jugendlichen im Gymnasium größere Selbstentfaltung zugesprochen, während in der Haupt-/Mittelschule stärker auf Gemeinschaftsinteresse und Anpassung fokussiert wird.

Fazit

Komplexe Gesellschaften stellen hohe Anforderungen an Wertekommunikation,

Wertekategorie	Häufigkeit (N, %)	Definition
Selbstbestimmung	211 (29%)	Unabhängiges Denken und Handeln; auswählen, kreieren, explorieren Beispiel: Das Interesse der Kinder ist Ausgangspunkt der Bildungsaktivitäten.
Universalismus	125 (17%)	Verstehen, wertschätzen, Toleranz, Schutz aller Menschen und der Natur Beispiel: Die Erziehung zu einer weltoffenen, lebensbejahenden und selbstbewussten Einstellung, verbunden mit einem achtsamen, toleranten und respektvollen Umgang mit der Meinung und Lebensweise anderer.
Benevolenz	124 (17%)	Schutz und Förderung des Wohlbefindens von Menschen im sozialen Umfeld Beispiel: Kinder haben das Recht, im Rahmen ihrer Möglichkeiten verantwortungsbewusst an Entscheidungen mitzuwirken, die sie selbst sowie die Klassen- und Schulgemeinschaft betreffen.
Leistung	94 (13%)	Individueller Erfolg durch das Demonstrieren von Kompetenzen im Einklang mit sozialen Standards Beispiel: Sie sind bereit, sich ausdauernd und unter verschiedenen Blickwinkeln mit Denk- und Gestaltungsaufgaben auseinanderzusetzen.
Konformität	84 (12%)	Tun, was Andere gutheißen; soziale Normen einhalten Beispiel: Sie ... lernen innerhalb der Schulgemeinschaft, dass Partizipation mit Rechten, aber auch mit Pflichten einhergeht.
Tradition	31 (4%)	Respekt gegenüber den Sitten und Gebräuchen der traditionellen Kultur und Religion Beispiel: Die Schüler sind ... in der Liebe zur bayerischen Heimat ... zu erziehen.
Stimulation	24 (3%)	Begeisterung, Abwechslung und Herausforderung im Leben Beispiel: Kinder und Jugendliche, die sich geistig fordern lassen, finden im Angebot des Gymnasiums einen Zugang zu unserer Welt.
Macht	21 (3%)	Sozialer Status und Prestige; Kontrolle oder Dominanz über Menschen und Ressourcen Beispiel: Die Einräumung erweiterter Entscheidungsspielräume setzt eine regelmäßige Evaluation zwingend voraus.
Hedonismus	6 (1%)	Freude und sinnlicher Genuss Beispiel: Für die Entwicklung und Festigung der Leistungsbereitschaft ist insbesondere die Freude an der Schule und am Unterricht wichtig.
Sicherheit	6 (1%)	Sicherheit, Harmonie und Stabilität von Gesellschaft, sozialen Beziehungen und der eigenen Person Beispiel: Rituale strukturieren den schulischen Alltag und schaffen eine Atmosphäre der Sicherheit und des Vertrauens.

Tabelle: Ad hoc-AG „Zukunftswerte“

Die Ausprägung der eigenen wertbezogenen Urteilsfähigkeit

die scheinbar widersprüchliche Werte verbindet und das Spannungsverhältnis zwischen diesen thematisiert. Lehrpläne sind die für die Schule zentralen normativen Texte. Unsere Befunde zeigen, dass sich die Komplexität gesellschaftlicher Wertediskurse in Lehrpläntexten widerspiegelt. Die starke Betonung von „Offenheit gegenüber Veränderung“ sowie „Selbsttranszendenz“ weist auf das Wunschbild einer Gesellschaft hin, die gleichermaßen auf einem die Individualität ausprägenden wie egalitären und verantwortungsbasierten Wertesystem aufbaut. Allerdings konnten wir nur wenige Sätze finden, die Lehrkräften die Anforderungen an diese scheinbar widersprüchliche Wertevermittlung (gleichzeitig Eigen- wie Gemeinwohl zu entwickeln) erläutert und auflöst. Auffällig ist, dass vergleichsweise selten leistungsbezogene Werte thematisiert werden, was in gewissem Widerspruch zur Bedeutung von Humankapital in Deutschland steht. Die schulartbezogenen Unterschiede erscheinen tendenziell problematisch. Auch wenn die Unterschiede nur in einzelnen Kategorien auftreten, wäre doch zu untersuchen, inwiefern sie gängige gesellschaftliche Muster unterschiedlicher Selbstbestimmungsmöglichkeiten verfestigen statt zu überwinden.

Prof. Dr. Andrea Abele-Brehm hatte den Lehrstuhl für Sozialpsychologie an der FAU Erlangen-Nürnberg inne. Sie forscht zu Werten, Wohlbefinden, Berufslaufbahnen sowie sozialer Kognition, ist Vizepräsidentin der BAdW und Co-Sprecherin ihrer Ad hoc-AG „Zukunftswerte“.

Prof. Dr. Annette Scheunpflug hat den Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik an der Universität Bamberg inne und ist Mitglied der BAdW und ihrer Ad hoc-AG „Zukunftswerte“. Ihr Interesse gilt der Bildungsforschung sowie der international und interkulturell vergleichenden Erziehungswissenschaft.

beginnt bereits in der frühen Kindheit.



Von Michael Brenner,
Heike Paul,
Mathias Rohe und
Barbara Zehnpfennig

Multikulturalität und Identität sind in Zeiten einer Krise, die durch soziale Medien, Beeinflussungsmöglichkeiten mittels KI und Populismen entstanden ist, in ein Spannungsverhältnis geraten. Doch worum geht es eigentlich? Jenseits von Polarisierung stellt der Beitrag ausgewählte Schlüsselbegriffe dieser Wertedebatte vor.

Diaspora

Diaspora bezeichnet die Zerstreung einer Bevölkerungsgruppe außerhalb ihres historischen Zentrums. Über Jahrhunderte bezog sich der Ausdruck in erster Linie auf die Juden, die seit der Spätantike in der großen Mehrzahl außerhalb des Landes Israel lebten. Im jüdischen Sprachgebrauch war traditionell vom Exil (hebräisch: Galut) die Rede, das durch göttlichen Willen verursacht worden sei und erst im messianischen Zeitalter wieder beseitigt werden würde. Die Ende des 19. Jahrhunderts entstandene politische Bewegung des Zionismus versuchte dem vorzugreifen, indem sie angesichts der Bedrohung durch den modernen Antisemitismus auf Rückkehr in die historische Heimat drängte. Andere Bewegungen befürworteten dagegen Autonomie in Osteuropa und weiteren jüdischen Zentren. Bei Gründung des Staates Israel lebten etwa 95 Prozent der jüdischen Weltbevölkerung in der Diaspora, 2020 war es nur noch etwas mehr als die Hälfte.

Der Begriff Diaspora wurde schon frühzeitig auch von anderen Minder-

heiten verwendet. Der 1. Brief des Petrus ist an die christliche Diaspora gerichtet. Später ist die Rede von christlichen Diasporagemeinden in muslimischen Mehrheitsgesellschaften, von einer evangelischen Diaspora im katholischen Bayern oder einer katholischen Diaspora im protestantischen Preußen. Es gab und gibt große armenische und griechische Diasporagemeinden. Heute stammen die größten allerdings aus dem süd- und ostasiatischen Raum, daneben existieren zahlreiche andere ethnische, religiöse und kulturelle Gemeinschaften, die einen Ursprungsort anerkennen, der sich fern ihres Lebensmittelpunkts befindet. Diaspora ist im 21. Jahrhundert zu einem politischen Begriff geworden, der für bestimmte Werte und Forderungen einer Minderheit in einer Mehrheitsgesellschaft steht. Im akademischen Diskurs gibt es heute Diaspora-Studien sowie eigene Zeitschriften und Buchreihen, die sich mit dem Phänomen in Geschichte und Gegenwart auseinandersetzen.

MICHAEL BRENNER

Diaspora ist im 21. Jahrhundert zu einem politischen Begriff geworden, der für bestimmte Werte und Forderungen einer Minderheit steht.

Identität

„Idem“ bedeutet bekanntlich „dasselbe“, und so bezeichnet auch der Begriff der Identität etwas mit sich selbst Gleiches: eine in sich geschlossene, spezifische und als solche „identifizier“bare Einheit. Was das Eine ist, ist aber das Andere nicht. Identität setzt demnach immer eine Abgrenzung gegenüber dem voraus, was nicht zu ihr gehört. Im Unterschied zur Identität von Dingen ist menschliche Identität Ausdruck des eigenen Selbstverständnisses: Wer bin ich, als was verstehe ich mich? Dieses Selbstverständnis kann sich im Lauf des Lebens ändern, es ist beeinflusst von den Erfahrungen mit Welt und Mitwelt sowie der Fremdeinschätzung anderer, die auf die Selbsteinschätzung zurückwirkt. So erscheint Identität als nichts endgültig Festes, aber auch nicht als völlig Fluides. Wer nicht weiß, wer er ist, verliert den Boden unter den

Füßen. Individuelle Identität setzt sich also aus vielen Facetten zusammen, kreist um einen Wesenskern und wandelt sich dennoch; die Abgrenzung zum Nicht-Ich ist selten absolut. Sobald sich das Individuum aber primär als Teil einer Kollektividentität versteht, wird das Nicht-Ich zum bestimmenden Anderen. Es ist die Negation des Ich. Das zeigt sich an der gegenwärtigen Identitätspolitik, die Menschen gemäß ihrem Frau-Sein, Schwarz-Sein oder Ähnlichem gruppiert und die individuellen Eigenschaften dahinter zurücktreten lässt. Eine Anverwandlung des Ich an das Nicht-Ich ist hier nicht möglich; das Verhältnis zwischen beiden ist das der Feindschaft. Doch die Aufhebung des Gegensatzes vernichtet zugleich die eigene Identität. So bleibt man an den Feind gekettet, den man doch zu überwinden trachtet. Freiheit gibt es wohl nur im Beharren auf der individuellen Identität. Deshalb ist sie auch die Grundlage unserer liberalen Rechtsordnung.

BARBARA ZEHNPFENNIG

Freiheit gibt es wohl nur im Beharren auf der individuellen Identität.

Melting Pot

Der Begriff des „Melting Pot“ wurde durch das gleichnamige Theaterstück von Israel Zangwill (1908) popularisiert: Ein jüdischer Flüchtling aus Russland verliebt sich in New York in die Tochter eines russischen Offiziers, welcher einst seine Eltern ermorden ließ. Können die beiden Liebenden die Last ihrer Herkunft und Familiengeschichte zugunsten eines Neuanfangs im Schmelztiegel Amerika überwinden? Sie können. Einwanderung hat die USA schon damals tief gespalten, und das „Einschmelzen“ von Differenzen erschien keineswegs allen als adäquates Modell für die Zukunft des Landes. Einerseits galt die Schmelztiegel-Metapher als Verschleierung einer überaus gewaltsamen Form der Assimilation, die nicht nur schlechte Erinnerungen an die „alte Welt“ und deren Traditionen, sondern den kulturellen Pluralismus per se zu tilgen sucht. Andererseits waren einflussreiche Kreise der Meinung, dass ein egalisierender Prozess schon aus Gründen der Auslese nicht erstrebenswert sei: Die Eugenik war

auch in den USA en vogue. Gesellschaftliche Teilhabe war zudem in der amerikanischen Geschichte stets reguliert – nach *race*, sozialer Herkunft und Religion –, und etliche Gruppen waren kategorisch davon ausgeschlossen. Jenseits der binären Interpretationen des „Melting Pot“ als gewaltsame Assimilation oder als rigorose Ausgrenzung finden wir beim kulturhermeneutisch geschulten Philosophen John Dewey noch eine weitere Variante – die eines „melting toward each other“. Solch ein angenehm temperiertes „Zueinander-hin-Schmelzen“ zielt auf kommunikative Annäherung über Differenzen hinweg ab. Diese wird allerdings verunmöglicht, wenn der „Tiegel“ überhitzt, um im Bilde zu bleiben. „The United States Racial Pot Is Boiling“: So hieß es in einem Protestaufruf des Jahres 1963 in Harlem – und in dieser Tradition stehen auch heute zahlreiche Demonstrationen für Anerkennung eigenständiger Identitäten und Inklusion.

HEIKE PAUL

Rechtsstaat

Eine überzeugende, konsistente Rechtsordnung kann zur Identitätsbildung beitragen und dafür essentielle Bausteine liefern – Menschenrechte seien hier als Stichwort genannt. Perviert wird eine rechtsstaatliche Ordnung, wenn sie als ethnischer oder religiös-kultureller Identitätsmarker zur Ausgrenzung missbraucht wird. Recht als Ausdruck eines ethnisch gedachten „Volksgeistes“ gehört auf den Müllhaufen der Rechtsgeschichte. Andererseits ist eine rechtsstaatliche Ordnung mit ungeordnetem Normenpluralismus unvereinbar. Dort, wo sie in begründbarer Weise einen staatlich geschützten und sanktionierten Handlungsrahmen für eine rechtsstaatliche Friedensordnung setzt, muss sie das Privileg der Letztentscheidung beanspruchen. Innerhalb dieses breit gespannten Rahmens können und sollen sich Wertungen unterschiedlicher normativer

Ordnungen – ethische, moralische, soziale, kulturelle, religiöse – entfalten können. Das Recht bereitet und verteidigt diesen Rahmen. Seine Ausfüllung ist dagegen Aufgabe zivilgesellschaftlicher Debatte, auch friedlichen Streits um das bessere Argument. Diese Aufgabenteilung darf nicht durch eine verschwiemelte Wertedebatte verdunkelt werden, welche gesellschaftlich von manchen/vielen Gewünschtes umstandslos in Rechtsrang erheben möchte. Der Jakobinismus sollte neben dem „Volksgeist“ Platz nehmen. Zum Nachdenken: Gehört der Handschlag zwischen den Geschlechtern zum Grundbestand rechtsstaatlich einzufordernden Verhaltens? Und stehen dann Rabbiner, Musliminnen oder Hindus, die das aus religiösen oder kulturellen Gründen verweigern, außerhalb des zivilisatorischen Grundkonsenses?

MATHIAS ROHE

Prof. Dr. Michael Brenner

lehrt Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU München. Seine Forschungsschwerpunkte sind Jüdische Geschichte der Neuzeit, Europäische Kulturgeschichte sowie Historiographiegeschichte. Er ist Mitglied der BADW sowie ihrer Ad hoc-AG „Zukunftswerte“ und leitet die 2021 gegründete Ad hoc-AG „Judentum in Bayern“.

Prof. Dr. Heike Paul

lehrt Amerikanistik an der FAU Erlangen-Nürnberg, ist Direktorin der Bayerischen Amerika-Akademie sowie Mitglied der BADW und ihrer Ad hoc-AG „Zukunftswerte“. Sie forscht u. a. zu amerikanischen Mythen, Populärkultur und Gender Studies, afroamerikanischer Literatur und Geschichte sowie kultureller Mobilität. In den vergangenen Monaten war sie Stipendiatin im Thomas Mann Haus in Pacific Palisades, Los Angeles.

Prof. Dr. Mathias Rohe

lehrt an der FAU Erlangen-Nürnberg Bürgerliches Recht, Internationales Privatrecht sowie Rechtsvergleichung, ist Direktor des Erlanger Zentrums für Islam und Recht in Europa (EZIRE) sowie Mitglied der BADW und ihrer Ad hoc-AG „Zukunftswerte“. 2022 wurde er vom Bundesinnenministerium in den Unabhängigen Expertenkreis Muslimfeindlichkeit berufen.

Prof. Dr. Barbara Zehnpfennig

lehrt Politische Theorie und Ideengeschichte an der Universität Passau. Ihre Forschungsschwerpunkte sind antike Philosophie, amerikanisches Verfassungsdenken, Totalitarismus und Extremismus sowie Politische Theorie und Ideengeschichte. Sie ist Mitglied der BADW und ihrer Ad hoc-AG „Zukunftswerte“.

Wir ...

Von Kristina Milz, Gilbert Ndi Shang, Lena van der Hoven, Andreas Wirsching und Michael F. Zimmermann



und

die

anderen?

Identität kann nicht im Singular gedacht werden: Eine Videoreihe der Ad hoc-AG „Zukunftswerte“ untersucht **Migration und kulturelle Diversität** im Vergleich.

Der Blick auf die multikulturelle Prägung der Gesellschaft wird in der Tagespolitik oft durch erhitzte Debatten über das aktuelle Migrationsgeschehen verstellt. Dieses erscheint dabei als Herausforderung vor allem an die Innenpolitik – und das oftmals, bevor außenpolitische Kontexte und Konsequenzen beachtet werden. Will man sich der Verantwortung stellen, die den prosperierenden ebenso wie den benachteiligten Ländern, dem Westen ebenso wie dem globalen Süden historisch zugewachsen ist, ist dagegen ein umfassender, vergleichender Blick auf die wechselvolle Geschichte von Migration unerlässlich. Die kulturellen Diversitäten der Gegenwart erschließen sich erst, wenn man die Zu- und Auswanderung, die verschiedene Staaten über lange Zeiträume hinweg erfahren haben, und deren Ort in der Erinnerungskultur betrachtet.

Vor diesem Hintergrund haben die Mitglieder der Gruppe „Multikulturalität und Identität“ der AG „Zukunftswerte“ zum Dialog eingeladen. Sie haben sich von einem differenzierenden Verständnis kultureller Identität leiten lassen und der Erkenntnis Raum verschafft, dass Identität nicht im Singular gedacht werden kann: Niemand wird allein durch seine Nationalität, seine ethnische Zugehörigkeit oder seine Religion respektive Konfession geprägt. Der indische Philosoph Amartya Sen hat zu Recht schon 2006 vor einer „Identitätsfalle“ gewarnt, in die gerät, wer andere oder sich selbst auf einen dieser Faktoren reduziert. Die Ad hoc-Gruppe hat zu diesem Fragenkomplex eine Reihe von Videogesprächen initiiert – sie wird bis in den Sommer 2022 fortgesetzt. Erste Einblicke in das Format gewähren die hier versammelten Überlegungen aus dem Kreis unserer Mitglieder.

MICHAEL F. ZIMMERMANN

Illustrationen: Jennifer Tapias für Akademie Aktuell

Niemand wird allein durch seine Nationalität, seine ethnische Zugehörigkeit oder seine Religion respektive Konfession geprägt.

Migrationspolitik(en) in Deutschland und Frankreich im Vergleich: Geschichte und Gegenwart einer geteilten Herausforderung

Die Stärke der vergleichenden Betrachtung tritt anhand der deutsch-französischen Migrationsgeschichte(n) besonders deutlich hervor. Die Nachbarn mit ihren vielfältigen Gegensätzen und historischen Pfadabhängigkeiten sind sich in vielerlei Hinsicht näher, als man bei oberflächlichem Blick glauben möchte. Ein Beispiel bildet die oftmals zitierte Unterscheidung des Geburtsortsprinzips („droit du sol“) und des Abstammungsprinzips („droit du sang“) als Idealtypen, die mit bestimmten Vorstellungen von Nation verbunden sind. Doch beide bestehen nicht in Reinkultur und gleichen sich in der Praxis mehr und mehr an. Vergleichbare Beobachtungen lassen sich für den französischen Laizismus und die sogenannte „hinkende Trennung“ von Kirche und Staat in Deutschland machen: Die Erfahrungsräume sind hier konvergenter, als sie auf den ersten Blick scheinen. Ähnliches gilt auch für den Vergleich von historischen Situationen, die als grundlegend verschieden wahrgenommen werden. Die Debatte über eine vermeintliche Integrationsunfähigkeit von Zugezogenen etwa blickt in beiden Ländern auf eine lange Tradition zurück, und die Religion war dabei schon immer ein Distinktionsmerkmal – dies aber eben nicht nur mit Blick auf andere Religionen wie heute insbesondere in der Abgrenzung von muslimischen Einflüssen, sondern auch innerhalb der eigenen Konfession: Um 1900 galten zum Beispiel polnische Einwanderer in Frankreich als problematisch, weil sie in der Kirche hinten zusammenstanden, anstatt – wie die einheimischen Katholiken – vorne zu sitzen. Gleichwohl dürfen echte Divergenzen nicht vergessen werden. Vor allem hat Deutschland seinen De-facto-Status als Einwanderungsland viel später anerkannt, als es Frankreich mit seiner republikanischen Tradition und kolonialen Vergangenheit je möglich gewesen wäre.

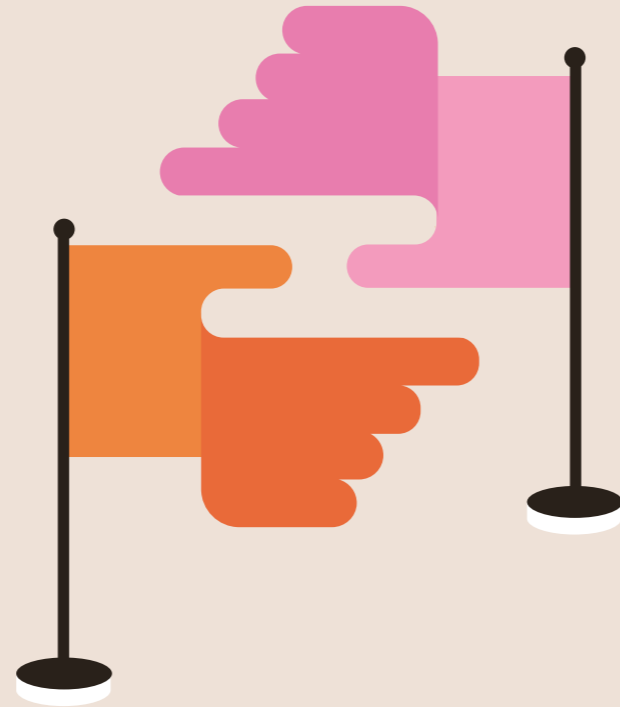
KRISTINA MILZ, ANDREAS WIRSCHING

Afrikanische Migration nach Europa: Einige Fakten wider irrige Annahmen

In den ehemaligen französischen Kolonien betrachten viele Menschen Frankreich noch immer als Zentrum von Kultur und Zivilisation. Migranten, die in Paris mit Diskriminierung und Rassismus konfrontiert werden, zweifeln jedoch bald an den französischen Idealen. Derartige erfahrungsgesättigte Diaspora-Gemeinschaften spielen auch andernorts eine wichtige Rolle bei der Neugestaltung der Nord-Süd-Beziehungen: Einerseits stellen sie im politischen Geschehen ihres Aufnahmelandes eine wachsende Kraft dar, andererseits üben sie Druck auf ihre Heimatländer aus, fortwirkende Abhängigkeiten zu überdenken. Um den Egoismus des Westens offenzulegen, muss man oft gar nicht tief in die Geschichte hinabtauchen: Jüngst hat etwa die Intervention in Libyen zu einer Welle der Gewalt geführt – und ganze Regionen in unbewohnbare Orte verwandelt. Von solchen Todeszonen gehen Transitrouten nicht nur nach Europa. Sie führen vor allem in andere afrikanische Länder, die dadurch wiederum oft überfordert werden. Dies ist nicht die einzige Korrektur, die am hierzulande vorherrschenden Bild über die globale Migration vorzunehmen ist: Im vergangenen Jahrzehnt wanderten z. B. portugiesische Arbeitskräfte in beträchtlicher Zahl in ehemalige Kolonien wie Angola und Mosambik ab, was auf den ökonomischen Entwicklungssprung in diesen Ländern bei gleichzeitiger Stagnation in Portugal zurückzuführen ist. Natürlich migrieren auch viele Menschen aus dem globalen Süden nach Europa oder in die USA. Doch diejenigen, die sich durch die Wüste Libyens oder durch Mexiko schlagen, sind nicht selten gut ausgebildete, junge Menschen mit ausgeprägtem Willen zum Erfolg. Die Vorteile, die diese Migration für eine alternde Erwerbsbevölkerung mit sich bringt, werden verdrängt, wenn voreilig von „Krise“ die Rede ist.

GILBERT NDI SHANG

Die Vorteile, die diese Migration für eine alternde Erwerbsbevölkerung mit sich bringt, werden verdrängt, wenn voreilig von „Krise“ die Rede ist.



Die südafrikanische „Rainbow Nation“

Während Südafrika in der Sub-Sahara das wichtigste Migrationsziel darstellt, ist mit der Zuspitzung der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Herausforderungen zu beobachten, dass nun eine gut ausgebildete Elite auswandert. Knapp dreißig Jahre nach der Demokratisierung des Landes ist der Slogan auf der Homepage der Regierung – „Let's grow South Africa together“ – wichtiger denn je. Während des Übergangs von der Apartheid zur Demokratie prägte Erzbischof und Friedensnobelpreisträger Desmond Tutu den Begriff der „Rainbow Nation“. Die Vision eines in seiner Multikulturalität geeinten demokratischen Staates wurde zum Hoffnungsträger dafür, dass *race* und Ethnizität in Südafrika nicht mehr die Grundlage für politische und soziale Diskriminierung bilden würden. Die Vielzahl an Kulturen in Südafrika ist signifikant und spiegelt sich etwa in den elf offiziellen Nationalsprachen des Landes. Während der Regierungszeit des ersten demokratisch gewählten Präsidenten Nelson Mandela wurde die Rainbow Nation zum politischen Narrativ eines neuen Südafrikas. Ubuntu als

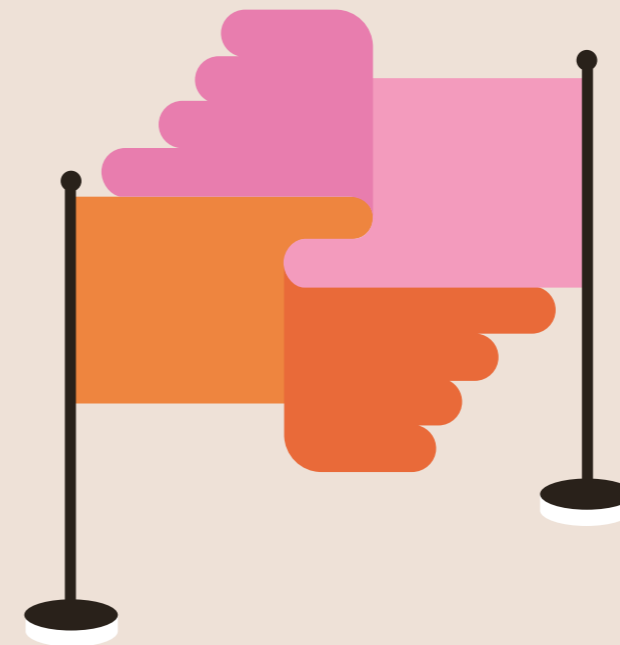
Philosophie der Menschlichkeit, die die Gemeinschaft über das Individuum stellt, sollte die Vielstimmigkeit einen. Wie Yvette Hutchison ausführte, sind die kollektive Identitätsbildung und eine geeinte Erinnerungspolitik, die sich trotz (und mit) ihrer Vielstimmigkeit etabliert, eine komplexe Herausforderung, da im Sinne Homi Bhabhas viele hybride Identitäten gleichzeitig existieren. Nachdem das Narrativ der Rainbow Nation durch die Politik Jacob Zumas gescheitert scheint und das Land sozial, ökonomisch und politisch gespalten ist, versucht der amtierende Präsident Cyril Ramaphosa seit 2018 wieder, an die Visionen von Tutu und Mandela anzuknüpfen.

LENA VAN DER HOVEN

Identität im Plural

Afrikanische Stereotype in deutschen Kinderbüchern, die Wiedererfindung der Nation oder die wechselvolle Geschichte des deutsch-französischen Verhältnisses: eine Videoreihe über Migration und kulturelle Diversität im Vergleich.

Ansehen unter:
[zukunftswerte.badw.de/videos](https://www.zukunftswerte.badw.de/videos)



Prof. Dr. Michael F. Zimmermann

lehrt Kunstgeschichte an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und ist Mitglied der BAdW sowie Co-Sprecher ihrer Ad hoc-AG „Zukunftswerte“. Er forscht zur europäischen und nordamerikanischen Kunstgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, zu historischen Avantgarde-Bewegungen, zu Kunst und Medien des modernen Italiens sowie zur Bildtheorie.

Dr. Kristina Milz

ist Mitarbeiterin am Institut für Zeitgeschichte München–Berlin sowie in der Ad hoc-AG „Zukunftswerte“ der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. In ihrer Promotion am IfZ erforschte sie das Leben des Münchner Orientalisten Karl Süßheim.

Prof. Dr. Andreas Wirsching

leitet das Institut für Zeitgeschichte München–Berlin und lehrt Neuere und Neueste Geschichte an der LMU München. Er forscht u. a. über deutsche und französische Geschichte im 20. Jahrhundert, die Weimarer Republik, Kommunismus, Faschismus und Nationalsozialismus. Er ist Mitglied der BAdW sowie ihrer Ad hoc-AG „Zukunftswerte“ und leitet das BAdW-Projekt „Kulturen politischer Entscheidung in der modernen Demokratie“.

Dr. Gilbert Ndi Shang

forscht im Rahmen seiner Habilitation an der Universität Bayreuth im Fach Romanistische Literaturwissenschaft über den Körper in postkolonialen Kontexten, insbesondere in den Romanen von Gabriel García Márquez und Sony Labou Tansi. Er ist Mitglied im Jungen Kolleg der BAdW und in deren Ad hoc-AG „Zukunftswerte“.

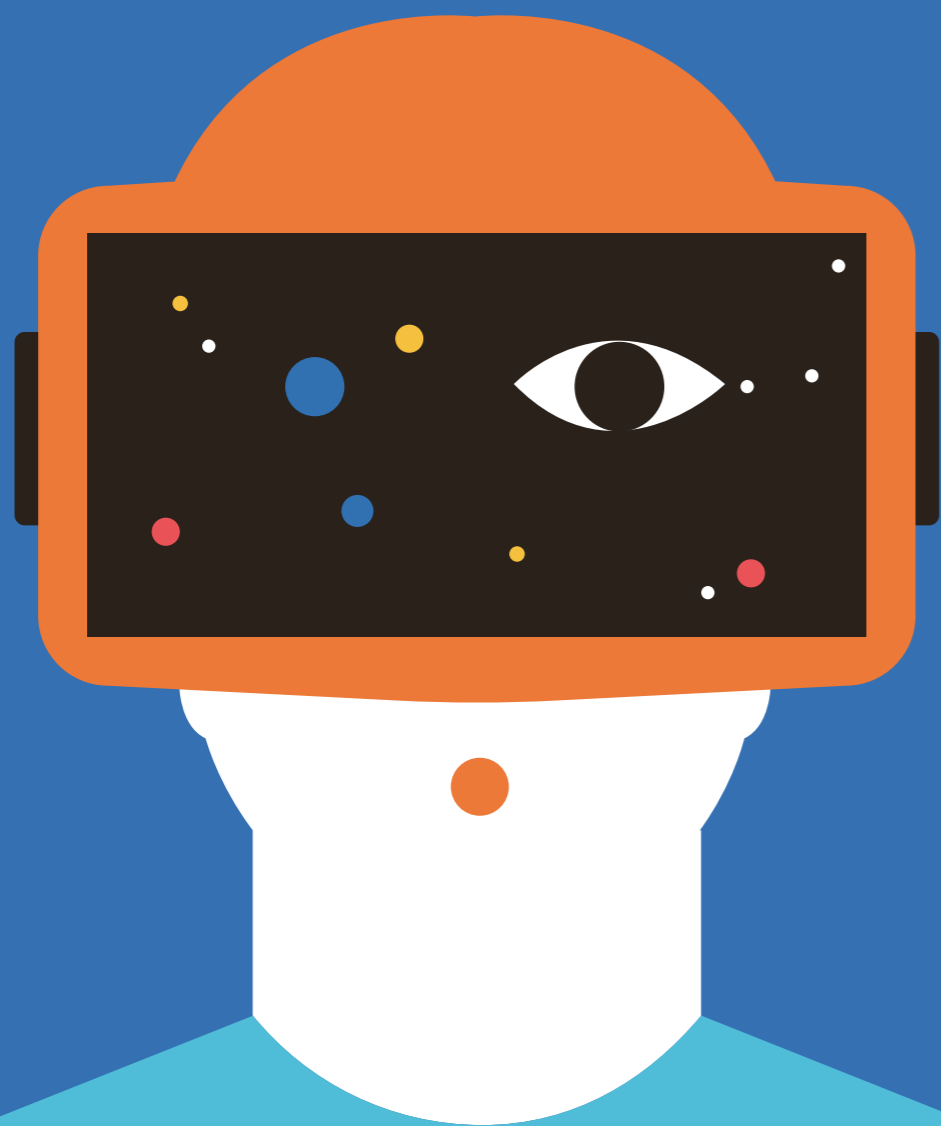
Prof. Dr. Lena van der Hoven

ist Assistenz-Professorin für Musiktheater an der Universität Bern. Ihre Forschungsinteressen gelten u. a. Oper und Musiktheater in Südafrika, Musik und Dekolonialisierung sowie der Sozialgeschichte der Oper. Sie war bis Frühjahr 2022 Mitglied im Jungen Kolleg der BAdW und ist Mitglied in deren Ad hoc-AG „Zukunftswerte“.

Augen auf!

Das ambivalente Netz:
Freiheit und Sicherheit in der digitalen
Öffentlichkeit.

Von Christoph Neuberger



F

reiheit und Sicherheit werden oft als Gegensatz betrachtet. In jedem Fall verkörpern sie unterschiedliche Temperamente: Sicherheitsmaßnahmen sollen beständig Schutz bieten, zuverlässig vor Schaden bewahren, Lebensrisiken minimieren und Sorgen nehmen, etwa im Hinblick auf die körperliche Unversehrtheit oder das soziale Wohlergehen. Garanten der Sicherheit sind in der liberalen Demokratie das Gewaltmonopol des Staates und der Wohlfahrtsstaat. Dagegen bezieht sich Freiheit auf das Offenhalten möglichst vieler Optionen. „Freiheit“ meint das nicht Erzwungene, Eigenständige, Spontane und Überraschende. An die Stelle des Strebens nach Sicherheit treten die Bereitschaft zum Risiko und eine Haltung des Ausprobierens, wie sie Karl R. Popper für die offene Gesellschaft begründet hat – eine Haltung, die der Einsicht folgt, dass Konsequenzen des Handelns nie gänzlich absehbar sind, dass es keine perfekten Lösungen gibt und kein vollständiges Wissen. Markieren lässt sich der Unterschied zwischen Sicherheit und Freiheit mit Begriffspaaren wie „defensiv“ und „offensiv“, „beständig“ und „beweglich“, „risikoavers“ und „risikobereit“.

Nicht nur bei der Definition, sondern auch bei der Verwirklichung der beiden Werte wird oft von einem Spannungsverhältnis ausgegangen. Das ungezügelte Ausleben von Freiheit kann eine Bedrohung für andere sein. Vorsorge-maßnahmen des Staates, um Schaden abzuwehren, können Freiheitsrechte beschränken. Illustrieren lässt sich dies an Beispielen wie der staatlichen Terrorabwehr nach dem 11. September 2001 oder den Maßnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie.

Dennoch wäre es zu einfach, die beiden Werte nur als Gegensatz und ihre Verwirklichung als bloßes Nullsummenspiel

aufzufassen. Vielmehr können sie in unterschiedlichem Verhältnis zueinander stehen – nicht nur in einem begrenzenden, sondern auch in einem fördernden. Ein Mindestmaß an Sicherheit ist eine notwendige Voraussetzung dafür, dass man sich traut, seine Freiheitsrechte wahrzunehmen. Wer durch Drohungen im Internet eingeschüchtert ist, wer Angst vor Hasskommentaren, Cybermobbing und Shitstorms haben muss, wird kaum bereit sein, sein Recht auf freie Meinungsäußerung wahrzunehmen. Diese Abschreckung hält viele davon ab, sich in sozialen Medien zu Wort zu melden. Daher sind auch die Meinungen, die dort zu finden sind, keineswegs repräsentativ für die Gesamtbevölkerung. Umgekehrt ist es ein Aspekt der Freiheit, selbst das gewünschte Maß an Sicherheit festzulegen. Dies ist etwa dann der Fall, wenn Nutzerinnen und Nutzer in sozialen Medien wie Facebook oder Twitter durch Einstellungen selbst bestimmen können,

welche persönlichen Informationen sie preisgeben oder für sich behalten wollen. Selbstbestimmung erfordert hier jedoch, dass sie informierte Entscheidungen treffen können, um die Folgen des eigenen Handelns abschätzen zu können.

Riskantes Handeln im Netz

In beiden Situationen stellt sich die Frage: Wie viel riskiere ich, wenn ich mich zu Wort melde oder wenn ich tiefere Einblicke in mein Leben gewähre? Mit welchen positiven und negativen Folgen muss ich rechnen? Riskantes Handeln bedeutet, dass eine Entscheidung nur mit begrenzter Sicherheit auf der Basis von Wahrscheinlichkeiten getroffen werden kann. Es gibt Kontexte, in denen man generell ein höheres oder niedrigeres Risiko eingeht. Herfried Münkler unterscheidet Öffentlichkeit und Privatheit als solche Kontexte. Darauf beziehen sich auch unterschiedliche Freiheitsrechte: die Freiheit, sich ins Private zurückzuziehen, und die Freiheit, sich mit seiner Meinung öffentlich Gehör und Geltung zu verschaffen. Die Öffentlichkeit ist ein Möglichkeitsraum, der große Chancen bietet, aber auch große Risiken birgt. Wer den Raum der Öffentlichkeit betritt, setzt sich den kritischen Blicken eines unüberschaubaren, schwer berechenbaren Publikums aus.

Auf der einen Seite können öffentlich Aufmerksamkeit und Zustimmung gewonnen werden, die in der Mediengesellschaft in allen Lebensbereichen zu wichtigen Erfolgsfaktoren geworden sind. Aufmerksamkeit und Zustimmung lassen sich nämlich in andere „Währungen“ umtauschen wie politische Macht oder ökonomische Gewinne. Auf der anderen Seite sind Medienauftritte stets auch riskant. Dies müssen Politikerinnen

Wer den Raum der Öffentlichkeit betritt, setzt sich kritischen Blicken eines unberechenbaren Publikums aus.

und Politiker immer wieder erfahren. Ein unbedachtes Wort, eine falsche Geste kann den Ruf beschädigen oder gar die Karriere ruinieren. In der Öffentlichkeit müssen also mehr Risiken eingegangen werden als in der Privatsphäre. Sie ist ein Schutzraum, ein Rückzugsort, um sich den bohrenden Blicken und der Aufdringlichkeit der anderen zu entziehen.

Öffentlichkeit als Korrektiv

Die riskante Öffentlichkeit hat aber auch eine disziplinierende Wirkung, die der Demokratie zugutekommt. Wer öffentlich lügt, muss damit rechnen, vor aller Augen ertappt und bloßgestellt zu werden. Was sich hingegen in der Öffentlichkeit bewährt hat, was der Kritik standhält, besitzt Zustimmung und Anerkennung. Immanuel Kant hat darauf hingewiesen, dass die Öffentlichkeit eine Art Prüfinstanz für Aussagen ist – dies gilt zumindest dann, wenn wir es mit einer funktionierenden Öffentlichkeit zu tun haben. Dass dies keineswegs immer der Fall ist (sondern vermutlich eher die Ausnahme), hat sich im Fall von Donald Trump gezeigt. Seine Lügen haben ihn keine Sympathien gekostet, zumindest nicht im eigenen politischen Lager.

Stattdessen sollte im politischen Diskurs alleine die Überzeugungskraft des besseren Arguments zählen. Was sich darin als wahr oder richtig herausstellt, kann die Einsicht fördern, dass man selbst zunächst falsch gelegen hat. Dadurch soll es gelingen, dass sich die Streitenden näher kommen und bestenfalls einigen können. Dies erfordert die Bereitschaft, respektvoll miteinander umzugehen, aufeinander zu hören, die eigene Meinung durch gute Argumente zu stützen, die Kritik der Gegenseite auszuhalten und Argumente sorgfältig abzuwägen. Die demokratische Öffentlichkeit ist kein Ponyhof, hier soll hart um die Sache gekämpft werden. Kürzlich hat Jürgen Habermas – dem immer wieder der Vorwurf gemacht worden ist, ein zu idyllisches Bild der Öffentlichkeit zu zeichnen – ihren „agonalen Charakter“ betont. Sie dürfe nicht mit einer „friedlichen Seminarveranstaltung“ verwechselt werden. Der Zeithistoriker Timothy Garton Ash spricht von der „robusten Zivilität“ in der liberalen Demokratie. Dabei

Wer öffentlich lügt, muss damit rechnen, vor aller Augen ertappt und bloßgestellt zu werden.

gilt es gleichwohl, das richtige Maß zu finden, das aber gerade in der digitalen Öffentlichkeit oft verloren geht.

Die Digitalisierung der Öffentlichkeit hat zunächst einmal für viele Menschen die Handlungsmöglichkeiten und damit den Freiheitsspielraum erheblich erweitert. Dies liegt an den technischen Optionen und dem niedrigschwelligen Zugang, um das Internet mitzugestalten oder darin mitzudiskutieren. Dies ist zu Recht als Freiheitsgewinn begrüßt worden. Aus dieser Offenheit ergeben sich aber auch Folgen, welche die eigene Sicherheit in Frage stellen. Wenn journalistische Gatekeeper nicht mehr obligatorisch und vorab das Publierte prüfen, verbreiten sich Netzpropaganda und persönliche Angriffe fast ungehindert. Die Verletzlichkeit steigt, weil auch die Grenze zwischen Privatheit und Öffentlichkeit nicht mehr klar gezogen ist. Die Kontrolle über Situationen kann entgleiten, wenn mögliche Folgen nicht mehr angemessen eingeschätzt werden können. Dies gilt etwa dann, wenn Datenspuren, die man im Privaten hinterlässt, heimlich gesammelt

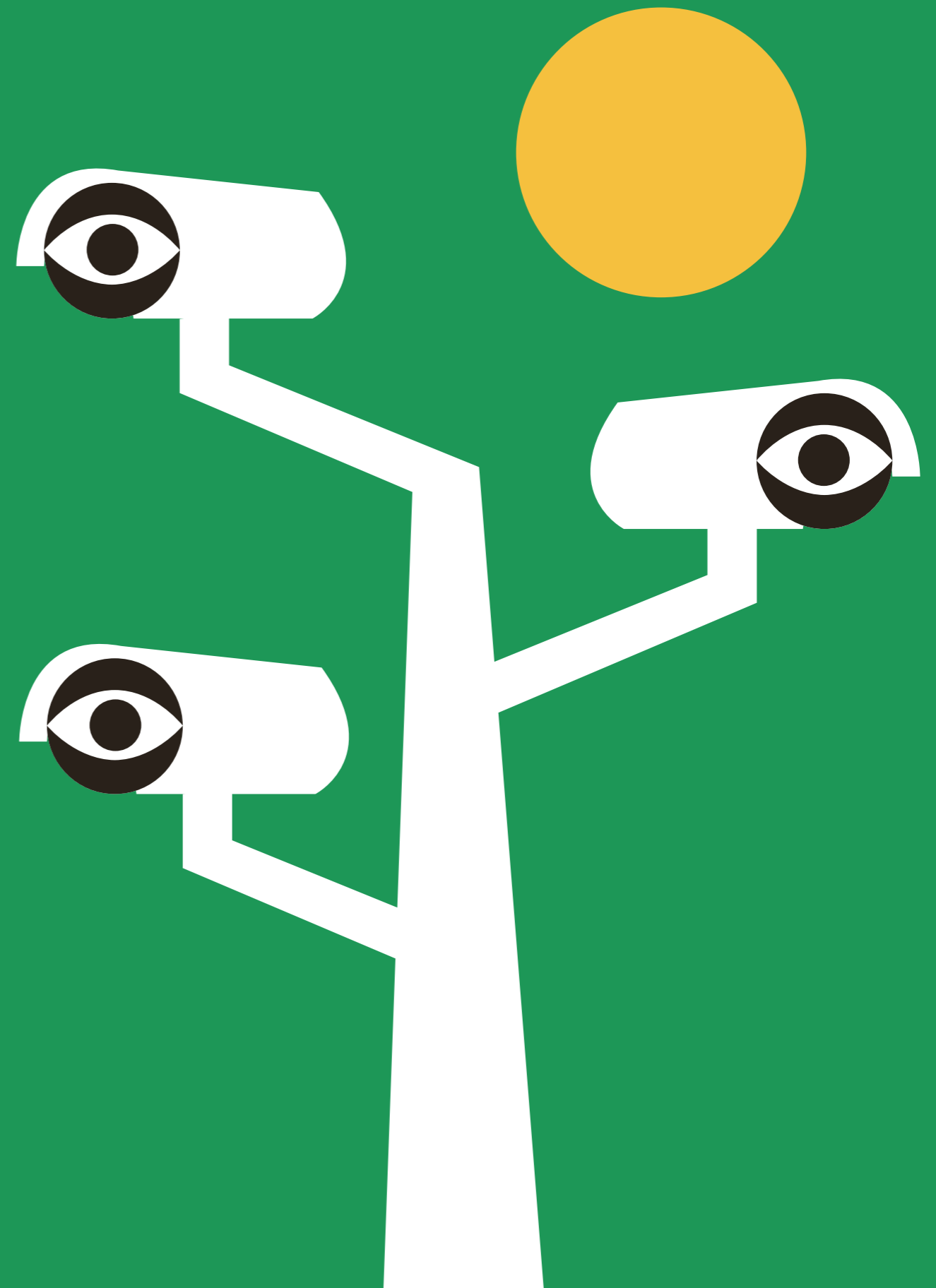
und ausgewertet werden, oder wenn in sozialen Medien nicht mehr überschaubar ist, wer mitlesen kann. Dies kann zur Naivität im Umgang mit dem Internet führen oder aber zu übergroßer Sorge.

Objektive Bedrohungslage und subjektives Sicherheitsempfinden können voneinander abweichen. Ob der Grad an Sicherheit über- oder unterschätzt wird – etwa bei Kriminalität, negativen Technikfolgen oder der Ansteckungsgefahr durch Viren –, hängt wesentlich von der öffentlichen Thematisierung solcher Risiken ab. Das Schüren von Ängsten und das Verharmlosen sind – in den letzten Jahren häufiger eingesetzte – Mittel der politischen Auseinandersetzung. Auch Freiheit ist während der Pandemie zu einem hart umkämpften Begriff geworden. Freiheit und Sicherheit werden (wie andere Werte) politisch instrumentalisiert. Darunter leidet die gemeinsame, evidenzbasierte Einschätzung der Lage. Übrigens hat das Internet als körperfreie, kontaktlose Zone während der Pandemie zusätzliche Sicherheit geboten, weil wesentliche Teile des öffentlichen und privaten Lebens in die Onlinewelt verlagert werden konnten.

Nicht nur die erweiterte Partizipation hat – wie gezeigt – ambivalente Folgen, sondern auch die Automation als zweites großes Potential des Digitalen. Die vollständige Berechenbarkeit durch Big Data und damit die restlose Planbarkeit des Lebens soll Sicherheit verschaffen, allerdings auf Kosten der Freiheit. Entscheidungen sollen besser durch Algorithmen getroffen werden können. Darin steckt nicht nur eine autoritäre Versuchung, sondern auch eine Geringschätzung menschlicher Selbstbestimmung.

Prof. Dr. Christoph Neuberger

lehrt an der FU Berlin Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und ist Geschäftsführender Direktor des Weizenbaum-Instituts für die vernetzte Gesellschaft. Er forscht zum digitalen Wandel von Medien, Öffentlichkeit und Journalismus. Er ist Mitglied der BAdW und ihrer Ad hoc-AG „Zukunftswerte“.



Werte am



Von **Nicole J. Saam** und
Marie-Kristin Döbler

Lebensabend

Im Laufe eines Lebens haben **Freiheit und Sicherheit** jeweils unterschiedliches Gewicht. Im hohen Alter bündeln sich die Facetten dieses Wertepaars schließlich wie unter einem Brennglas. Es geht dabei immer auch um Teilhabe und Mitsprache.

Freiheit ist nicht Freiheit und Sicherheit ist nicht Sicherheit – ein logisch unsinniger, aber empirisch betrachtet wahrer Satz. Entsprechend sozialwissenschaftlich wie gesellschaftlich herausfordernd sind die Fragen: Wie wichtig sind uns Freiheit und Sicherheit, und welche Bedeutungen werden diese beiden Werte künftig in einer alternden Gesellschaft haben?

Interviews mit Seniorinnen und Senioren, die noch zu Hause oder schon in einem Heim leben, mit Pflegekräften und mit Altenheimleitungen zeugen von einer Bedeutungsvielfalt, die auf Perspektiven, Veränderungen im Lebenslauf und unterschiedliche Lebensumstände zurückzuführen ist.

Bedeutungen von Freiheit und Sicherheit für ältere Menschen

Befragte ältere Menschen verbinden Freiheit mit (a) Mobilität – insbesondere einer Mobilität, die trotz körperlicher Einschränkungen in altersgerechten, barrierefreien Räumen, durch personelle oder technische Unterstützung wie z. B. Rollatoren möglich ist. Hinzu kommen (b) der Einfluss auf Lebens- und Alltagsgestaltung und (c) die Wahl zwischen Alternativen, die praktisch und nicht nur theoretisch vorhanden sind. Damit meinen sie u. a., beeinflussen zu können, wann sie aufstehen und was sie essen, ob und in wessen Gesellschaft sie sich begeben, wie lange und in welcher Form Kontakt zu Nachbarn, Mitbewohnerinnen und Angehörigen stattfindet, vielleicht sogar, von wem sie gepflegt werden. Letztlich ist den älteren Menschen besonders wichtig, (d) an Entscheidungen beteiligt zu sein, die sie betreffen, etwa, ob und in welches Heim sie einziehen.

Mit Sicherheit verbinden ältere Menschen (a) Verlässlichkeit, wie die Befragungen zeigen. Diese sei jedoch nicht immer

gewährleistet. Wegen altersbedingter Erscheinungen z. B. könnten sie sich ihrer eigenen körperlichen wie geistigen Fähigkeiten nicht immer sicher sein. Weiter beziehen sie Sicherheit darauf, (b) anderen, v. a. Angehörigen und Pflegekräften, aber auch dem Heim als Einrichtung oder dem Gesundheitswesen sowie dem Staat als System vertrauen zu können. Hinzu kommen (c) verschiedene Formen des gefahrlosen Lebens und Handelns oder (Selbst- und Fremd-)Schutzes vor Gefahren aus der natürlichen wie technischen Umwelt (z. B. im Straßenverkehr) und dem sozialen Umfeld (etwa anderen, demenziell enthemmten und aggressiven Heimbewohnerinnen und -bewohnern). Außerdem bedeutet Sicherheit, (d) keine Schmerzen fürchten zu müssen (etwa durch Verabreichung von Medikamenten, den Verzicht auf lebensverlängernde Maßnahmen), bis zum Tod in jeder Hinsicht versorgt und nicht einsam zu sein, vor allem nicht einsam zu sterben. Sicherheit verbinden die älteren Menschen auch mit (e) praktischer und finanzieller Unabhängigkeit von Dritten sowie (f) der Gewissheit, nichts falsch oder kaputt zu machen (daher kommt u. U. die „Angst vor neuer Technik“).

Widersprüche können zwischen verschiedenen Facetten von Sicherheit (oder Freiheit) auftreten, etwa wenn das Schutzbedürfnis groß ist, das Vertrauen oder die Verlässlichkeit aber eingeschränkt sind. Wechselverhältnisse von Freiheit und Sicherheit werden sichtbar, wenn Befragte beschreiben, was als Zuhause verstanden wird: Dort fühlen sich die älteren Menschen frei („hier kann ich sein, wie ich will“, „niemand hat mir etwas vorzuschreiben“, „ich kann den Ton angeben“) und sicher („alles ist vertraut“). Anzuerkennen, dass „Zuhause“ unter bestimmten Umständen (etwa: „alles ist da, was ich brauche und was mir wichtig ist“) auch das Heim sein kann, zeigt exemplarisch, dass Schutz und

Unterstützung nicht zwangsläufig als Freiheitseinschränkungen erlebt werden.

Das Verhältnis von Freiheit und Sicherheit, das in den Erzählungen älterer Menschen über den erwogenen oder zurückliegenden Heimeinzug deutlich wird, lässt sich somit weder auf einen bestimmten Wertkonflikt noch allgemein auf ein Spannungsverhältnis reduzieren. Die Bedeutungen werden den Werten dynamisch zugeschrieben, Werteabwägungen zwischen Freiheit und Sicherheit finden dabei nur manchmal statt.

Entscheidung ohne Werteabwägung

Kaum jemand denkt in der oben anklingenden analytischen Form über eine Entscheidung nach. Wohl werden beim Heimeinzug Vor- und Nachteile erörtert. Die Dimensionen und Facetten von Freiheit und Sicherheit werden jedoch selten ausgelotet und gegeneinander abgewogen. Dies gelingt schon deswegen nicht, weil sich vieles erst in der Praxis zeigt und im Vorfeld der Reflexion nicht zugänglich ist. Dazu trägt u. a. bei, dass sehr viel Emotionalität im Spiel ist – zu viel, um ein Urteil fällen zu können, das als rational gelten könnte. Menschen hängen etwa an einem Haus, in dem die Kinder groß geworden sind, weshalb sowohl Barrieren für die eigene Mobilität und damit verbundene Sicherheitsrisiken als auch der Nutzen eines Umzugs in eine altersgerechte Umgebung und das Vorhandensein von Hilfe beflissentlich übersehen werden.

Werteabwägung durch andere oder in Absprache

Ältere Menschen fällen die Entscheidung über einen Heimeinzug selten allein. Häufig sind andere Personen, z. B. sorgende Angehörige, aktiv in den Entscheidungsprozess involviert oder sogar

federführend. Im Idealfall – wenn man respektiert, was Freiheit für sie bedeutet – sind die älteren Menschen an den Entscheidungen beteiligt. Das trifft jedoch nicht immer zu, etwa wenn nach einem Krankenhausaufenthalt ein Heimeinzug alternativlos erscheint oder von Ärztinnen und Ärzten „verordnet“ wird. In anderen Fällen sind die (teils berechtigten) Sorgen und Verunsicherungen oder Freiheitseinschränkungen der Angehörigen zu groß, sodass deren Interessen über die der älteren Menschen gestellt werden: Manche ältere Menschen überschätzen ihre eigenen Fähigkeiten, wodurch sie sich selbst gefährden, können ihre Lebensumstände nicht mehr erfassen oder benötigen eine Betreuung rund um die Uhr, sodass ein Heimeinzug nachvollziehbar begründet werden kann.

Verschränkung von Werteabwägungen

Für vulnerable, als gefährdet wahrgenommene Personen, die versorgt werden müssen und zusammenleben, scheinen institutionelle Strukturen, das Aufstellen und Einhalten von Regeln notwendig – selbst wenn diese die individuelle Freiheit sowohl von Angestellten als auch von Bewohnerinnen und Bewohnern einschränken. Diese Regeln ermöglichen dem Personal die Arbeit und schaffen einen mehr oder minder flexiblen Rahmen, in dem sie handeln können. Hier geht es um Verlässlichkeit, Erwartbarkeit, Planbarkeit – Aspekte, die auch aus Sicht des Personals als Sicherheiten gelten. Heimleitungen entscheiden über Freiheitsbeschränkungen und die Sicherheit des Personals wie die der Heimbewohnerinnen und -bewohner, etwa wenn Dienstpläne vorgeben, welche Pflegekraft wann wen versorgt, dass man sich bei Verlassen des Gebäudes abmelden muss oder dass bestimmte Bereiche nur in Begleitung genutzt werden dürfen. Werteabwägungen für Heimbewohnerinnen und -bewohner erscheinen mit solchen für das Personal verschränkt. Was im Heim erlaubt und möglich ist, hängt wesentlich von gesetzlichen Vorgaben, personeller Ausstattung und finanziellen Ressourcen ab und wird stark davon geprägt, wer in dem Heim wohnt: Sind es viele stark körperlich eingeschränkte

Die Corona-Krise hat zu vermeidbaren Grundrechtsverletzungen geführt.

Personen, die physische Unterstützung benötigen, wobei durch das Personal abgesichert Freiheit ermöglicht wird? Oder sind stark kognitiv eingeschränkte Menschen in der Überzahl, die desorientiert und weglaufgefährdet sind, weshalb sie – zumindest bei den in Deutschland gegenwärtig typischen Wohnformen – durch das Personal und das Heim zu ihrer eigenen sowie zur Sicherheit anderer Bewohnerinnen und Bewohner in ihren Freiheiten eingeschränkt werden müssen? Entsprechend berichten Heimleitungen von Maßnahmen auf Kosten von Freiheit, die zur Absicherung und zum Schutz des Personals, der Bewohnerinnen und Bewohner sowie zum Schutz des Heims vor Angehörigen nötig sind. Manche Angehörigen gelten als überängstlich, was in – aus Heimsicht – übertriebenen Forderungen (z. B. Bettgitter statt Mobilität und Autonomie) und der ständigen Gefahr mündet, von Angehörigen verklagt zu werden. Das reduziert zwar nicht die Spielräume des Heims, aber die Bereitschaft des Personals, diese auszuschöpfen.

Pflegeheime in der Pandemie

Unter dem provokanten wie traurigen Titel „Der alte Mensch als Verschluss-sache. Corona und die Verdichtung der Kasernierung in Pflegeheimen“ vertrat Frank Schulz-Nieswandt 2021 die These, dass Pflegeheime als Ausdruck der Freiheitsfokussierung unserer Verfassung eigentlich Orte des alltäglichen

Lebens und normalen privaten Wohnens sein sollen. De facto würden aber mehr denn je Schutz und Sicherheit statt Teilhabechancen durch soziale Kontakte die Lebenswirklichkeit der Bewohnerinnen und Bewohner bestimmen. Die Corona-Krise habe zu vermeidbaren Grundrechtsverletzungen geführt und die Dichteform der Kasernierung auf die Spitze getrieben. Die aktuelle Krise halte uns als Gesellschaft den Spiegel vor, dass die Transformation der Wohnformen im Alter mit den Dimensionen Selbstbestimmung, Selbständigkeit und Teilhabe bislang nicht hinreichend gelungen sei. Nicht das Sicherheitsdispositiv dürfe das Krisenregime dominieren, sondern die auf Freiheit und Selbstbestimmung angelegte Würde der Person sollte orientierender Fluchtpunkt für Heime sein.

Die Wertkonflikte erfordern eine gesamtgesellschaftliche Auseinandersetzung und neue Konsense. Unsere Studie zeigt aber, dass es jenseits offensichtlicher Wertkonflikte einen nennenswerten Bereich von Wertverhältnissen gibt, die nicht primär von Spannungen oder Konflikten geprägt sind. Hier sollte und könnte individuellen Freiheiten deutlich mehr Gewicht eingeräumt werden. Und hier stellt es keinen Widerspruch dar, Freiheit und Sicherheit zu fördern.

Prof. Dr. Nicole J. Saam

lehrt Methoden der empirischen Sozialforschung an der FAU Erlangen-Nürnberg. Sie forscht u. a. über Organisationssoziologie, Politische Soziologie sowie Human-Animal-Studies, ist Mitglied der BAdW und Co-Sprecherin von deren Ad hoc-AG „Zukunftswerte“.

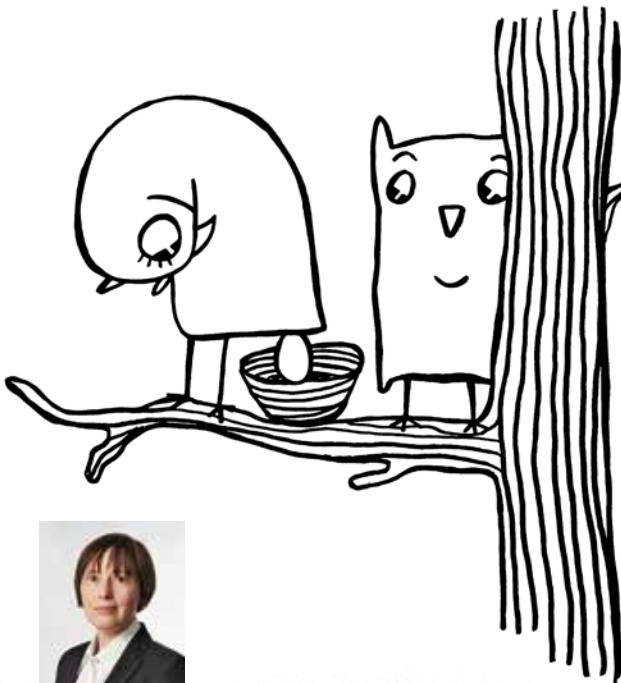
Dr. Marie-Kristin Döbler

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Universität Tübingen. Sie forschte in der Ad hoc-AG „Zukunftswerte“ der BAdW im Vorhaben „Sicherheit versus Freiheit im Lebenslauf. Dynamik eines Wertkonflikts im demographischen Wandel“.

Baby-Boom oder Baby-Bust?

Ein Kommentar von
Henriette Engelhardt-Wölfler

Illustration **Martin Fengel**



Prof. Dr. Henriette Engelhardt-Wölfler lehrt Demographie an der Universität Bamberg und ist seit 2020 Mitglied der BAdW.

Viel wurde seit dem Ausbruch der Pandemie über die Folgen von COVID-19 geschrieben. In demographischer Hinsicht ging es meist um Todesfälle und Übersterblichkeit. Aber die Pandemie kann sich auch auf die Fertilität auswirken. So wurde anfangs vermutet, ein „Lockdown“ könne zu einem Geburtenanstieg führen, da Paare zwangsläufig mehr Zeit miteinander verbringen.

In unsicheren Zeiten schieben Menschen ihre Nachwuchspläne jedoch häufig auf, das belegen Untersuchungen zu den Folgen anderer externer Schocks wie Wirtschafts- und Finanzkrisen. Erste Analysen zeigen, dass die Geburtenzahlen im Vergleich zum jeweiligen Monat des Vorjahres in vielen Ländern in der Pandemie zunächst stark zurückgingen: in 15 Ländern der Europäischen Union im Oktober 2020 um 3,0 %, im November 2020 um 5,0 % und im Dezember 2020 um 8,1 %. Ein ähnlicher Rückgang war in den USA zu beobachten, in Russland gingen die Geburten im Januar 2021 um 10,3 % zurück.

Die längerfristigen Folgen der Pandemie zeigten sich wegen der Dauer einer Schwangerschaft jedoch überhaupt erst ab Dezember 2020; längere Zeitreihen sind also erforderlich. Untersucht man die Daten bis September 2021, so ergeben sich länderspezifische Unterschiede: In Deutschland wechselten sich zunehmende Geburtenzahlen (um 3 bis 7 % zwischen Januar und April sowie 1 % im August 2020) mit Rückgängen ab (um 1 bis 2 % von Mai bis Juli). Ein ähnliches Muster findet sich in Belgien, Dänemark, Estland, Frankreich, Italien, Kroatien, Österreich, Schweden, Slowenien, Spanien, Tschechien, Ungarn sowie in den USA und Russland: Auch hier gab es weder einen anhaltenden „Baby-Boom“ noch einen „Baby-Bust“.

Ein deutlicher „Baby-Bust“ fand sich dagegen in der Schweiz, in Portugal, Japan und Südkorea – in der Schweiz gingen die monatlichen Geburtenzahlen um bis zu 11 % zurück. In Finnland und Norwegen zeichnete sich im gleichen Zeitraum ein „Baby-Boom“ ab, mit Steigerungsraten zwischen 2 und 11 %. Diese Entwicklungen müssen aber jeweils im Kontext der länderspezifischen Geburtenentwicklungen gesehen werden. Welcher Anteil tatsächlich auf die Pandemie zurückzuführen ist, bleibt Gegenstand weiterer Forschung. Ebenso wird zu analysieren sein, ob ein Teil der Geburten zu einem späteren Zeitpunkt nachgeholt wird.

Da ein Ende der Pandemie derzeit nicht absehbar erscheint, wird diese zumindest in der Schweiz, Portugal, Japan und Südkorea einen längeren Schatten auf die Geburtenentwicklung werfen. Ob und wie schnell sich die Fertilität nach Ende der Pandemie erholt, hängt von vielen Faktoren ab. Eine schnelle Erholung ist zumindest in Ländern mit einer benachteiligten Lage junger Erwachsener, größeren geschlechtsspezifischen Ungleichheiten und einer tiefen wirtschaftlichen Rezession nicht zu erwarten.

Schätzt die kulturellen Angebote in München: Pouyan Rezvani am Königsplatz.



1.2022

Ortswechsel

Aus aller Welt an die Akademie: Die Forscherinnen und Forscher der Bayerischen Akademie der Wissenschaften kommen aus mehr als 30 Ländern. „Akademie Aktuell“ stellt sie vor, diesmal:

Dr. Pouyan Rezvani Wissenschaftshistoriker



Iran

München

Dr. Pouyan Rezvani erforscht im BAdW-Projekt „Ptolemaeus Arabus et Latinus“ die Überlieferung der Werke des antiken Gelehrten Claudius Ptolemäus.

Woher kommen Sie? Seit wann sind Sie hier?

Ich komme aus Arak, einer Industriestadt im Iran. Seit April 2019 lebe und forsche ich in München.

Warum sind Sie nach Deutschland gekommen?

Das Projekt „Ptolemaeus Arabus et Latinus“ ist eines der angesehensten Vorhaben in meinem Fach. Während meiner Promotion an der Universität von Utrecht schlug mich mein Doktorvater Jan P. Hogendijk für ein BAdW-Stipendium vor. Zum Glück war die Bewerbung erfolgreich, und ich verbrachte 2018 drei Monate in München. Seit 2019 bin ich erneut hier, nun als Postdoc.

War der Wechsel schwierig?

Ja. Ich musste die Dissertation in Utrecht sehr rasch abschließen, um die Postdoc-Stelle zu bekommen. Außerdem denke ich, es ist grundsätzlich schwierig, vom Iran nach Deutschland zu ziehen, denn das sind in vielerlei Hinsicht verschiedene Welten.

Woran arbeiten Sie gerade?

Meine Hauptaufgabe im Projekt ist es, eine kritische Edition einer arabischen Übersetzung von Ptolemäus' berühmtem „Almagest“ aus dem 9. Jahrhundert zu erstellen, einem der einflussreichsten Texte in der Geschichte der Astronomie.

Was fällt Ihnen auf, wenn Sie das deutsche und das iranische Wissenschaftssystem vergleichen?

Ich denke, dass es hier mehr Wertschätzung für die Geisteswissenschaften gibt. Zugleich ist es aber in Deutschland viel schwieriger, eine Anstellung an der Universität zu erhalten.

Was schätzen Sie am deutschen Wissenschaftssystem?

Soweit ich das beurteilen kann, gibt es in Deutschland deutlich

mehr Arbeitsmöglichkeiten in meinem speziellen Fachgebiet, auch im Vergleich zu anderen europäischen Ländern.

Was fehlt Ihnen im deutschen Wissenschaftssystem?

Mehr Möglichkeiten für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Akademievorhaben, an der Lehre mitzuwirken.

Was kann Deutschland in der Wissenschaft vom Iran lernen?

Im Iran gibt es viele Bibliotheken mit einer Fülle mittelalterlicher arabischer und persischer Handschriften sowie weitere historische Quellen für Forschungen über den Mittleren Osten.

Wo würden Sie gerne noch zum Forschen hingehen?

Ich würde gerne in Deutschland bleiben.

Wie beschreiben Sie den Iran in wenigen Sätzen?

Der Iran ist ein großes Land mit sehr langer Geschichte. Das zeigt sich etwa in seiner herausragenden Literatur, der tiefgründigen Musiktradition und der schönen historischen Architektur.

Was sollte man im Iran gesehen haben?

Persepolis nahe Shiraz und den Naqsh-e Jahan-Platz in Isfahan.

Was vermissen Sie von dort?

Die Heiterkeit der Menschen während Nowruz, dem persischen Neujahrs- und Frühlingsfest, und die Stille einer Nacht in der Wüste.

Was bringen Sie aus Ihrer Heimat nach Deutschland mit?

Safran!

Was mögen Sie an München?

Die zahllosen kulturellen Angebote, die tollen Museen, die schönen alten Gebäude, die Isar und die Parks in der Stadt.

Ihr Lieblingsplatz in München?

Der Nymphenburger Schlosspark!

Wo findet man Sie, wenn Sie nicht forschen?

Mit meinem Fahrrad im Forstenrieder Park, zu Hause mit meiner Violine, in einem guten Restaurant oder auf Reisen. Fragen: el

Immer im Februar wählt das Plenum der Akademie neue ordentliche, außerordentliche und korrespondierende Mitglieder, eine Selbstbewerbung ist nicht möglich. Im Jungen Kolleg findet zu Jahresbeginn ein Auswahlverfahren statt, die Kollegiaten sind außerordentliche BAdW-Mitglieder.



Dr. Alexander Rudolph

Dr. Alexander Rudolph lehrt und forscht als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Mediävistik der LMU München. Seine Forschungsschwerpunkte liegen unter anderem auf der Lyrik des Hoch- und Spätmittelalters sowie der Lyriktheorie. Unter dem Künstlernamen Tristan Marquardt ist er zudem als Lyriker, Übersetzer und Literaturvermittler aktiv. Er ist Mitglied im Jungen Kolleg der BAdW.

Worüber forschen Sie?

Als Mediävist interessieren mich literaturtheoretische und kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die mittelalterliche Literatur. Mein Schwerpunkt liegt auf der Lyrik, aber ich arbeite auch zu Gattungen wie der Epik, der Mystik oder dem Prosaroman. Im Mittelpunkt steht für mich die genaue Arbeit am Text, das sogenannte *close reading*.

Was war für Sie der wichtigste Moment in Ihrer Forscherlaufbahn?

Sicherlich nicht der wichtigste, aber doch ein prägender Moment für mich war, als der Germanist Wolfram Groddeck in einem Kurs einmal sagte, die zentrale Frage für ihn sei, wie es in einem Text von einer Zeile zur nächsten komme. Das hatte eine große Resonanz in mir und begleitet mein Arbeiten bis heute.

Wie haben Sie Ihr Fach für sich entdeckt? Ich habe Germanistik und Gräzistik

studiert und lernte dadurch Literatur aus ca. 3000 Jahren kennen. Die Epochen interessierten mich in ihrer Unterschiedlichkeit gleichermaßen, und deshalb trieben mich schon bald grundsätzliche Fragen um: Warum gibt es Literatur? Wie funktioniert sie und welche Funktionen kann sie erfüllen? In der Mediävistik wurden diese Fragen prominent gestellt, und das hat mich früh für das Fach begeistert.

Was treibt Sie an?

Mir ist neben der Forschung die Vermittlung von Literatur und literaturwissenschaftlichen Perspektiven ein großes Anliegen. Das betrifft die Lehre, aber auch das Schaffen von Begegnungsorten zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, etwa in eigenen Veranstaltungs- oder Publikationsformaten. Ich denke, dass es gerade für Fächer wie die Mediävistik wichtig ist, ihre Inhalte, Erkenntnisse und Fragen auch nach außen zu tragen und sich in verschiedenen gesellschaftlichen Zusammenhängen als Gesprächspartner einzubringen.

Mit welcher (auch historischen) Person würden Sie gerne diskutieren?

Mit vielen. Spontan fällt mir ein Autor und Intellektueller ein, der Ende des 16. Jahrhunderts in Straßburg lebte, Johann Fischart, zu dem ich zuletzt wieder gearbeitet habe. Ich kenne kaum jemanden, der hemmungsloser mit der deutschen Sprache umgeht; das Grimm'sche Wörterbuch ist voll von seinen Wortschöpfungen. Mit ihm über die Funktion von Sprachkunst zu sprechen, stelle ich mir reizvoll vor – wobei ich mich auch etwas davor scheuen würde, denn das könnte uferlos werden.

Welches andere Berufsfeld hätte Sie neben der Wissenschaft auch gereizt?

Hier kann ich den Konjunktiv weglassen: Ich bin neben meiner Tätigkeit als Mediävist unter dem Künstlernamen Tristan Marquardt auch als Lyriker aktiv, schreibe,

veranstalte und verlege. Diese doppelte Ausrichtung begleitet mich schon lange, und ich bin froh, dass sich immer wieder Synergien dabei ergeben.

Ich würde gerne ...

... mehr Sprachen verstehen können.

Ich hätte gerne, ...

... dass wir uns in der Universität und darüber hinaus noch intensiver um ein Bildungssystem bemühen, das soziale Ungleichheit nicht fördert, sondern ihr entgegenwirkt.



Dr. Matthias Stadler

Dr. Matthias Stadler studierte Psychologie an der Universität des Saarlandes. Im Anschluss an seine Promotion in Luxemburg war er als Postdoc zunächst in Luxemburg und dann in Regensburg tätig. 2018 ist er als Akademischer Rat auf Zeit an die LMU München gewechselt. Seine Forschungsschwerpunkte liegen unter anderem in der computergestützten Diagnostik, der pädagogischen Psychologie und im Problemlösen. Er ist Mitglied im Jungen Kolleg der BAdW.

Wozu forschen Sie?

Ich beschäftigte mich damit, wie Menschen mit neuartigen und komplexen Problemen umgehen. Es fasziniert mich,

Fotos: Isolde Ohlbaum; privat

wie schwierig es selbst für Expertinnen und Experten ist, das Verhalten dynamischer Systeme vorherzusagen. Daher untersuche ich Simulationen als Mittel, um sich nur auf bestimmte Aspekte hochkomplexer Probleme zu konzentrieren und um den Menschen ein individuelles Gerüst zu bieten, das es ihnen ermöglicht zu verstehen, wie ihr Verhalten mit der Lösung des Problems zusammenhängt.

Welche wissenschaftliche Leistung bewundern Sie am meisten?

In „Die Grenzen des Wachstums“ des Club of Rome zeigen die Autoren, dass „unsere gegenwärtige Situation so kompliziert und so sehr das Ergebnis vielfältiger menschlicher Bemühungen ist, dass keine Kombination rein technischer, wirtschaftlicher oder gesetzgeberischer Maßnahmen eine wesentliche Verbesserung herbeiführen kann“. So trivial sie wirkt, ist diese Aussage heute so relevant wie damals.

Wie erklären Sie Ihr Forschungsgebiet einem Kind?

Wenn meine Töchter mich fragen, wozu ich forsche, antworte ich ihnen, dass ich daran interessiert bin, Menschen dabei zu helfen, mit sehr komplizierten Problemen umzugehen.

Was treibt Sie an?

Die Bekämpfung des Klimawandels oder der Umgang mit einer alternden Bevölkerung sind Themen, die nicht nur von der Politik angegangen werden müssen, sondern bei denen auch jeder Einzelne mitwirken muss. Es braucht also eine Änderung des individuellen Verhaltens, bei dem die Psychologie helfen kann.

Welches andere Berufsfeld hätte Sie neben der Wissenschaft auch gereizt?

Neben der Forschung habe ich mich schon immer für die Lehre begeistert und hätte mir durchaus vorstellen können, Lehrer zu werden.

Haben Sie ein (historisches) Vorbild in der Wissenschaft?

Auch wenn vieles an seinen Theorien kritisch zu sehen ist, hat mich die Forschung von Sigmund Freud immer fasziniert. Er war einer der letzten Wissenschaftler, die versucht haben, eine allumfassende Theorie der menschlichen Psyche zu entwickeln.

Foto: privat

Was macht Ihr Leben reicher?

Ich empfinde es als großes Privileg, mich in meiner Arbeit mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern interdisziplinär austauschen zu können. Es bereichert mein Leben, jeden Tag dazuzulernen und mich mit Ideen und Daten zu konfrontieren, die in Frage stellen, was ich zu wissen glaube.

Wo möchten Sie leben?

Nach München wäre meine Wahlheimat in Auckland, Neuseeland.



Dr. Kilian Schober

Dr. Kilian Schober hat in Würzburg, London und Harvard Medizin studiert. Von 2014 bis 2021 war er am Institut für Medizinische Mikrobiologie, Immunologie und Hygiene der TU München tätig, seit 2021 leitet er eine Arbeitsgruppe zu T-Zellen am Institut für Klinische Mikrobiologie, Immunologie und Hygiene der FAU Erlangen-Nürnberg. Er ist Mitglied im Jungen Kolleg der BAdW.

Wozu forschen Sie?

Mein Forschungsschwerpunkt sind die T-Zellen, ein wichtiger Teil des Immunsystems. Sie sind zuständig für die Vermittlung von Schutz vor einer Infektion oder Krebserkrankung. Faszinierenderweise kann man durch neue Verfahren der Gentechnik T-Zellen darüber hinaus auch so programmieren, dass sie infizierte oder Krebszellen besonders gut erkennen können.

Warum genau dieses Thema?

Ich finde dieses Fachgebiet so spannend, weil es die archaische Schönheit einer natürlichen Immunantwort, die

sich über Millionen von Jahren der Ko-Evolution mit Erregern gebildet hat, mit modernsten Hightech-Verfahren der Biomedizin verbindet. Als Mediziner ist mir außerdem besonders wichtig, dass der Weg zur Anwendung in der Klinik häufig sehr direkt und kurz ist. Die Grenzen zwischen Grundlagen- und angewandter Forschung sind hier fließend.

Wie erklären Sie Ihr Forschungsgebiet einem Kind?

Einem Kind würde ich meine Forschung so erklären: Wir untersuchen die Polizei des menschlichen Körpers. Wir möchten wissen, was eine gute Polizistin oder einen guten Polizisten ausmacht. Mit diesem Wissen versuchen wir dann in der Polizeischule, zukünftige Polizistinnen und Polizisten noch besser auszubilden.

Was treibt Sie an?

Mich treibt zunächst die reine Neugierde an, biomedizinische Phänomene zu verstehen. Wenn ich eine Anwendungsmöglichkeit meiner Forschung sehe, möchte ich diese aber unbedingt auch nutzen. Mein Traum ist es deshalb, diagnostische oder therapeutische Verfahren in der Medizin durch meine Forschung direkt zu verbessern oder – noch besser – erst zu ermöglichen.

Welches andere Berufsfeld hätte Sie neben der Wissenschaft auch gereizt?

Wenn ich nicht wissenschaftlich arbeiten könnte, würde ich rein klinisch arbeiten – und dann auch gerne mit mehr direktem Patientenkontakt.

Ich würde gerne ...

... mehrere Werdegänge gleichzeitig verfolgen können. Zum Beispiel hätte es mich auch sehr gereizt, als Dokumentarfilmer zu arbeiten.

Wo möchten Sie leben?

Ich bin sehr dankbar, dass ich bereits an einem Traumort leben kann, und zwar in Deutschland im Jahr 2022. Ein Blick in die Geschichte und auf derzeitige politische Unruhen nicht fern von uns verdeutlicht, dass wir uns sehr glücklich schätzen können, an einem sicheren, friedlichen und gesundheitsförderlichen Ort zu leben.

Was macht Ihr Leben reicher?

Meine Familie. Sie bietet mir Rückhalt, andere Perspektiven und rückt immer mal wieder mein Koordinatensystem zurecht.

Fragen: el/rz

NOCH NIEMALS IN PARIS

Anfang des historischen Klavierauszugs der „Französischen Fassung“ der „Salomé“ von 1906, der höchstwahrscheinlich für die Uraufführung in Brüssel im März 1907 verwendet wurde.

Johannsen 11.

1040

Richard Strauss, die „Salomé“ und die Opéra Garnier in Paris: In der „Kritischen Ausgabe der Werke von Richard Strauss“ ist die authentische **französische Fassung der Oper „Salomé“** erstmals in Partitur erschienen. Das bemerkenswerte Opernexperiment kam in der französischen Hauptstadt jedoch bis heute nicht auf die große Bühne.

Von **Claudia Heine**

Foto: La Monnaie Brüssel, Sign. 46959, TP&R 134

VILLE DE BRUXELLES BIBLIOTHEQUE NATIONALE du THEATRE de la MONNAIE

SALOMÉ de RICHARD STRAUSS Op. 54

Une grande terrasse dans le palais d'Hérode dominant sur la salle de festin. Des soldats sont accoudés sur le balcon. A droite il y a un énorme escalier. A gauche, au fond, une ancienne citerne entourée d'un mur de bronze vert. Clair de lune.

Appia terrazza nella reggia d'Erode, che immette nella sala del baccanale. Alcuni soldati stanno affacciati al parapetto. A destra, maestoso scaleo. A sinistra, verso il fondo, una cisterna con balustrata in bronzo verde. Il sole è tramontato. Scialbo chiaro e lunare.

I. Scene. - Scena I. (Rideau. - Salza il sipario!)

Andante mosso. M. d = 52. ppp

Narraboth. Com - me la prin - ces - se Sa - lo - mé est Di - vi - na - men - te bel - la Sa - lo - mé questa

Le Page d'Hérodiade. - Paggio d'Erodiade. (per distrarlo) *mf molto espr.*

Nar. Re - gardez la lu - ne. La lu - ne a l'air très é - bel - - le ce soir! La lu - na co - mè not - - te mi par!

tran - ge. On di - rait u - ne fem - me qui sort d'un tom - beau. soial - - ba. Si di - reb - be fan - ta - sma che sor - gadall'a - vel.

Copyright 1908 by Adolph Fürstner. A. 5530 F. Berlin, Adolph Fürstner.

Mariette Charles-Mazarin als Salomé in der Brüsseler Uraufführung. Signierte Fotografie.



Mit dem skandalumwitterten Bühnenwerk „Salomé“ op. 54 gelang Richard Strauss 1905 der internationale Durchbruch als Opernkomponist. Innerhalb nur eines Jahres erklang das Musikdrama auf 16 deutschsprachigen Bühnen von Breslau bis Düsseldorf und von Stettin bis München. Es war erklärtes Ziel für Strauss und seinen Verleger Adolph Fürstner, dass weitere Bühnen in Europa und Übersee auf dem Fuße folgen sollten. Beide verhandelten schon früh mit Vertretern aus dem Ausland, unter anderem auch mit dem Impresario Gabriel Astruc in Paris.

Eine Fassung für das mondäne Paris

Das mondäne Paris war für Strauss ein lockendes Parkett, denn die Vorlage der Oper – das gleichnamige Theaterstück von Oscar Wilde – war ursprünglich 1893 ebendort auf Französisch erschienen. So war Wilde damals die strenge Zensur in England erfolgreich umgangen, da diese unter anderem

biblische Figuren auf der Theaterbühne verbot. Und „Salomé“ wurde (nicht nur) dadurch zum skandalträchtigen Theaterstück. Was lag also näher, als das darauf aufbauende Musikdrama in Paris zur Aufführung zu bringen? So machte sich Strauss schon im Sommer 1905 – die deutsche Fassung war gerade erst in Druck gegangen – daran, die „Französische Fassung“ einzurichten.

Übersetzte Bühnenwerke waren um 1900 keine Besonderheit: Noch bis nach 1950 war es üblich, Opern in der jeweiligen Landessprache aufzuführen. Doch richteten normalerweise nicht die Komponisten selbst die Übersetzungen ein – vielmehr engagierten die Musikverlage hierfür Dichter, andere Komponisten oder sonstige Musik- oder Theaterkenner. Unter die fertigen Noten wurde dann die Textübersetzung einer solchen dritten Person gelegt, deren Silbenzahl ungefähr mit dem Original übereinstimmen musste, damit die Melodien bleiben konnten, wie sie waren.

Foto: La Monnaie Brüssel, Sign. 8357, IPIs 6/3



Eigenhändiger Kompositionsentwurf von Richard Strauss für die „Salomé“ (S. 1). Mit Tinte schrieb er die deutsche Fassung, mit Bleistift skizzierte er die Einrichtung der „Französischen Fassung“. Bei manchen Stellen war er sich nicht sicher und notierte sich am Rand Fragen zur Vertonung.

Die Melodien werden französisch

Strauss wollte jedoch keine neue französische Übersetzung seines deutschen „Salomé“-Texts, denn diese hätte sich sicherlich stark vom 1893 erschienenen Original unterschieden. Anfang Juli 1905 formulierte er sein Vorhaben an den Schriftsteller Romain Rolland so: „Ich kann diese Arbeit nicht einem Übersetzer geben, sondern will das Wildesche Original wörtlich behalten, muß daher die musikalischen Phrasen dem französischen Texte anpassen“. Da das besagte „Original“ von 1893 in Europa vergriffen war, ließ sich Strauss den französischen Erstdruck aufwändig über Kontakte in New York besorgen. Sobald ihm der Text vorlag, komponierte er den Gesang aller Rollen so um, dass er zum Text von Oscar Wilde passte, während er den Orchesterpart unverändert ließ. Die Gesangslinien der „Französischen Fassung“ sind somit verwandt mit der deutschen Fassung, klingen aber doch anders.

Foto: Richard-Strauss-Archiv Garmisch-Partenkirchen, Sign. TV_215_000518

Diese Einrichtung ist also in der Tat nicht nur eine Übersetzung, sondern eine eigene Fassung.

Sein Vorgehen war gleichermaßen innovativ wie anspruchsvoll, denn es erforderte entsprechende Kenntnisse nicht nur der Grammatik, sondern auch der Vertonungskonventionen in der französischen Sprache. Strauss war des Französischen einigermaßen mächtig, doch benötigte er für die Einrichtung die Hilfe eines auch musikalisch kompetenten Muttersprachlers. Diesen fand er im Schriftsteller Romain Rolland. Mit ihm entspann sich ein intensiver Arbeitsbriefwechsel, in dem die beiden Künstler u. a. Debussys „Pelléas et Mélisande“ als Vorbild diskutierten. Der Schriftwechsel zeugt eindrucksvoll davon, welche Bedeutung kleinen Nuancen in der Vertonung französischer Silben zukommt und wie sich diese von der Prosodie der deutschen Sprache unterscheiden.

Strauss sah sich selbst in der Wagner-Nachfolge – ihm war somit die perfekte natürliche Sprachgebung des

gesungenen Worts oberstes Ziel. Als Berliner Generalmusikdirektor hatte er zudem schon viele französische Opern dirigiert und deren deutsche Übersetzungen stets als unbefriedigend empfunden. Als Newcomer der internationalen Opernwelt wollte er nun beweisen, dass das besser geht und „Salomé“ als „richtige französische Oper“ einrichten. Am 10. November 1905, als er die „Französische Fassung“ weitgehend fertiggestellt hatte, schrieb er an Rolland: „Ich hoffe damit, in so ferne etwas vorbildlich zu wirken, als ich hier zum ersten Male kund getan habe, daß nur der Componist selbst, bei genauer Kenntnis der fremden Sprache [...] derartige Übertragungen vornehmen kann. Was leiden bei uns die besten französischen Opern von Berlioz, Bizet, Boieldieu (ganz besonders auch Auber u. Meyerbeer) unter diesen entsetzlichen Übersetzungen!“

Brüssel profitiert vom Streit in Paris

Doch Strauss' bewundernswerter Idealismus stieß auf praktische Hindernisse. Zunächst gab es langwierige Verhandlungen mit den Rechtsnachfolgern von Oscar Wilde. Die Partitur erschien deswegen und auch wegen drucktechnischer Probleme erst ein Jahr nach Fertigstellung der Fassung, Mitte November 1906. Jetzt hätten die Planungen für die Uraufführung der „Französischen Fassung“ in Paris konkret werden können; die Verhandlungen liefen auch bereits seit Sommer 1906. Zeitweise konkurrierten gar Paris, Monte Carlo und Brüssel um die Uraufführung. Aber die kurze Saison in Monte Carlo war bereits vollständig mit anderen Werken verplant, und da Strauss auf der Uraufführung in der Saison 1906/07 bestand, fiel Monte Carlo aus der Planung heraus. In Paris hingegen stand gerade die Neubesetzung der Leitung der Grand Opéra an. Kurz nachdem die „Französische Fassung“ endlich gedruckt vorlag, entbrannte ein regelrechtes Ringen um die Direktorstelle der Oper, in das die französische „Salomé“ von Strauss auf kuriose Weise hineingezogen wurde. Am 5. Dezember 1906 schrieb Strauss an seine Frau, er bekomme „täglich 3 Briefe aus Paris, wo sich um Salome ein ganzer Kampf entsponnen hat. 3 Direktoren, die sich um die große Oper bewerben, benützen die Salome als Sprungbrett, um sich damit die Direktion zu sichern: Salome ist dort die Löwin des Tages u. ich kann verlangen, was ich will. Tout Paris hängt an meinen Fingerspitzen: es ist zu komisch.“ Die Premiere in der Opéra Garnier wurde vor diesem verwickelten Hintergrund zunächst auf Mai 1907 und später schließlich auf unbestimmte Zeit verschoben. Und so wurde das Théâtre de la Monnaie in Brüssel zum Ort der erfolgreichen

„Was leiden bei uns die besten französischen Opern (...) unter diesen entsetzlichen Übersetzungen!“

Unternehmer einfach nicht entgehen lassen, dafür war das Werk zu erfolgsversprechend und tout Paris einfach bereits zu gespannt auf das berühmte Werk. Nur: Die Premiere fand nicht auf Französisch, sondern ganz unüblich auf Deutsch und mit eingekauften Sängern statt. Denn nur weil diese ihre Rolle bereits beherrschten, war die kurzfristige Ansetzung überhaupt möglich. Die Pariser Erstaufführung fand somit im Mai 1907 zwar statt, aber im Théâtre du Châtelet statt an der Opéra Garnier und ohne Verwendung der „Französischen Fassung“.

Bis heute hat es die französische „Salomé“ von Strauss nicht auf die große Bühne in Paris geschafft. Diese Version hatte auch aus anderen Gründen nur wenig Chancen in der Stadt an der Seine, denn die Pariser Kulturgrößen, darunter Astruc und Rolland, standen dem „Urtext“ des Theaterstücks eher reserviert gegenüber. Sie monierten das schlechte Französisch des Iren und dessen zahlreiche Anglizismen im Text. Rolland formulierte es gegenüber Strauss so: „So bemerkenswert die Französischkenntnisse Wildes auch sein mögen, kann man ihn doch nicht als einen französischen Dichter betrachten.“ Aber auch Strauss' Einrichtung wurde kritisiert. Der Direktor der großen Oper, Gailhard, sagte Strauss offenbar recht direkt, die „Bearbeitung des französischen Textes sei dem französischen Sprachgebrauch zuwiderlaufend und

Uraufführung im März 1907. In der belgischen Hauptstadt brüstete man sich nicht wenig mit diesem Sieg über Paris.

Strauss selbst befürwortete die Brüsseler Premiere. Er hoffte aber weiterhin, mit seiner „Französischen Fassung“ in Paris punkten zu können; Brüssel war für ihn „stets eine gute Vorstation für Paris gewesen“, wie er am 13. August 1906 an seinen Verleger Fürstner schrieb. In den ersten Monaten des Jahres 1907 versuchte der Pariser Impresario Gabriel Astruc für Strauss Alternativen für die große Oper in Paris zu vermitteln, die sich aber alle zerschlugen. Schließlich sprang Astruc selbst kurzfristig als Veranstalter der „Salomé“-Premiere in Paris ein. Diese Sensation wollte sich der



Richard Strauss im Jahr der Uraufführung der französischen „Salomé“, 1907.

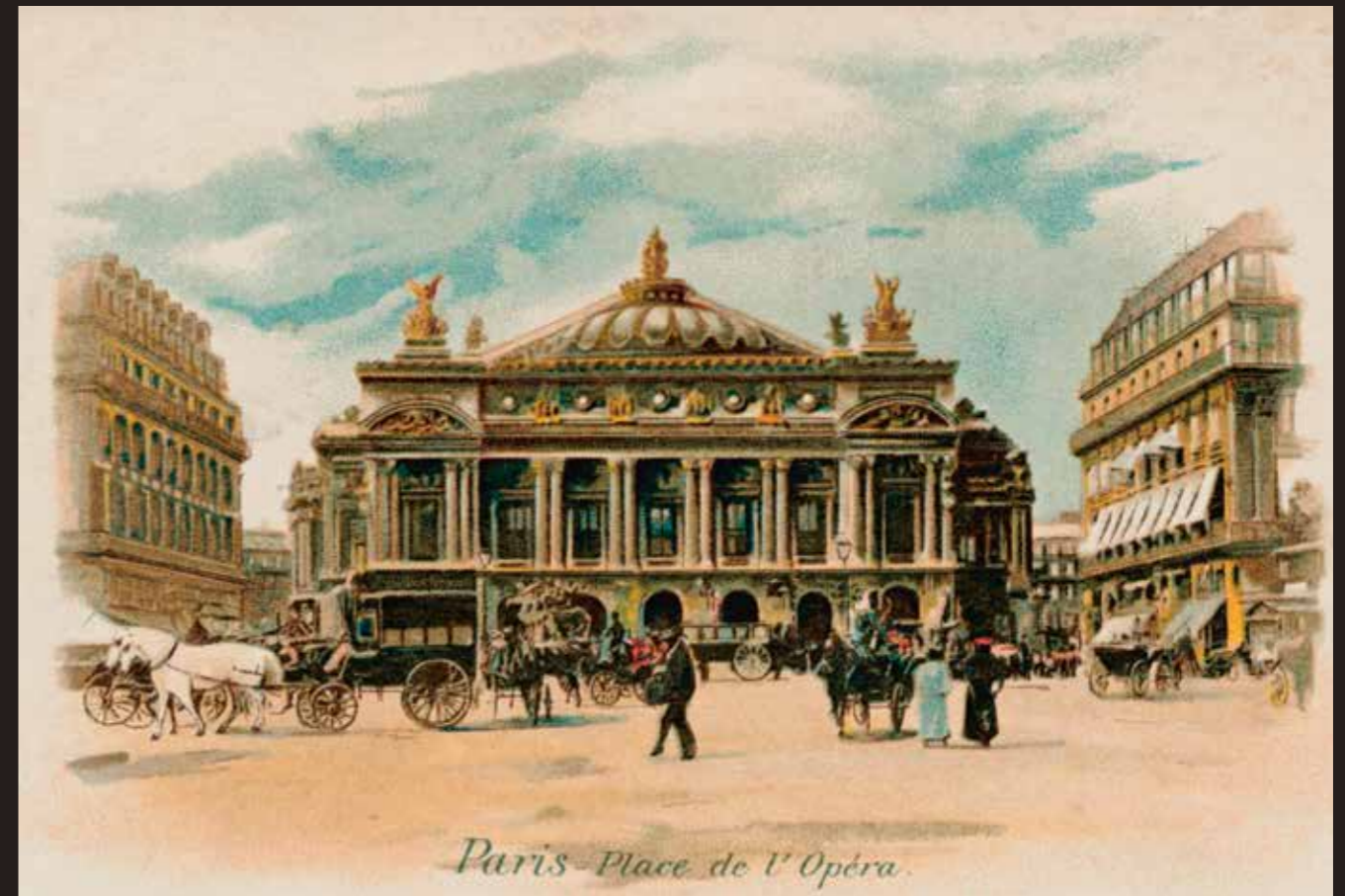
LITERATUR UND WWW

M. Hülle-Keeding (Hg.), Richard Strauss—Romain Rolland: Briefwechsel und Tagebuchnotizen, Berlin 1994.

C. Heine (Hg.), Salome op. 54. Weitere Fassungen: Französische Fassung und Dresdner Retouchen von 1929, Wien 2021.

www.richard-strauss-ausgabe.de – rund 200 Briefe, Rezensionen und Textsynopsen im Volltext

Foto: UB Frankfurt, Porträtsammlung Manskopf, Sign. S 36/F09996



Die Opéra Garnier in Paris. Kolorierte Postkarte, um 1900.

absolut unsingbar“ (Strauss an den Brüsseler Operndirektor Kufferath, 26.12.1906).

Strauss war kurzzeitig stark verunsichert, doch in Brüssel führte man seine „Französische Fassung“ mit nur „unwichtigen kleinen Änderungen“ (Fürstner an Astruc, 2.1.1907) sehr erfolgreich auf. Sie erklang dann auch in der Manhattan Opera, war also keineswegs ein Flop. Doch die Direktoren der Opéra Garnier in Paris blieben bei ihrer Meinung. Strauss musste einsehen, dass er hier mit seinem innovativen Konzept gescheitert war. Wollte er „Salomé“ in der Opéra aufgeführt haben, musste er nachgeben. Und so erteilte er Ende 1907 doch grünes Licht für eine konventionelle Übersetzung. Diese erklang dann schließlich ab 1910 im Palais Garnier und ersetzte fortan die eigenhändige „Französische Fassung“. Letztere galt lange als verschollen; nur eine einzige historische Partitur weltweit war der „Kritischen Ausgabe

Foto: Lebrecht Music & Arts/Alamy/Stock Photo

Das mon-däne Paris war für Strauss ein lockendes Parkett.

der Werke von Richard Strauss“ zugänglich. Nun steht die authentische „Französische Fassung“ der Öffentlichkeit zur Verfügung. Vielleicht schafft sie es jetzt ja doch noch auf die Bühne der Opéra Garnier.

Dr. Claudia Heine

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der „Kritischen Ausgabe der Werke von Richard Strauss“, einem Vorhaben der BADW und der LMU München, das im Akademienprogramm gefördert wird. Sie ist dort für die Edition der Strauss-Opern zuständig, außerdem betreut sie das „Richard-Strauss-Quellenverzeichnis“.



„Wisse wohl, dass Gott vermisst“: Landvermesser bei der Arbeit, aus der okzitanischen Abhandlung *Siensa de destrax* von Bertran Boissset (Anfang 15. Jhdt.).



Fotos: Ms. Carpentras Bibl. Inguimbertine, 327, fol. 11v°, 12r°, 10v° und 11r°

Von
 Maria Selig, Renate Peter,
 Matthias Schöffel
 und Monika Tausend

Troubadours, Gelehrte und Kaufleute

Das **digitale Wörterbuch** der altokzitanischen Sprache gibt – nach Abschluss der Projektförderung – mit seinen rund 37.000 Stichwörtern vielfältige Einblicke in mittelalterliche Lebenswelten.



Can vei la lauzeta mover
 Wenn ich sehe, wie die Lerche aus Freude
De joi sas alas contra.l rai
 ihre Flügel zum Sonnenstrahl bewegt
Que s'oblid' e.s laissa chazer
 und sie sich vergisst und fallen lässt
Per la doussor c'al cor li vai...
 um der Süße willen, die ihr zum Herzen dringt ...

Mit diesem Frühlingsmotiv beginnt eines der bekanntesten Liebeslieder des Mittelalters. Der Verfasser, der Troubadour Bernart de Ventadorn (1135–1194), beschreibt darin den Neid und den Schmerz, den der unglücklich Liebende angesichts der jubelnd zum Himmel aufsteigenden Lerche empfinden muss. Für viele Dichter, darunter Dante und Chrétien de Troyes, war dieses Lied eine wichtige Inspiration, und die bildhafte Sprache, die Bernart gemeinsam mit den anderen Dichterinnen und Dichtern aus dem Süden des mittelalterlichen Frankreich entwickelte, prägte in ganz Europa für lange Jahrhunderte die Vorstellungen, die man sich von der Liebe und den Liebenden in der Literatur – und sicher nicht nur dort – machte.

Faszinierende Troubadourlyrik

Mehr als 600 Jahre später wurde die altokzitanische Troubadourlyrik erneut zum Faszinosum. Friedrich Diez, ein junger, von der mittelalterlichen Literatur begeisterter Gelehrter, reiste nach Jena zu Johann Wolfgang von Goethe. Goethe riet ihm, sich mit der Troubadourlyrik zu beschäftigen, die der südfranzösische Schriftsteller François Raynouard in den Archiven wiederentdeckt hatte und gerade herausgab. Diez folgte diesem Rat und schrieb über die altokzitanischen *cansos*, *sirventes* oder *tensos* der Troubadours. Allerdings interessierte er sich bald mehr für den sprachwissenschaftlichen Aspekt von Raynouards Mittelalterbegeisterung, nämlich für dessen Hypothese, das Altokzitanische sei die Ursprache aller romanischen Sprachen und Dialekte. Diez widerlegte diese Theorie und gilt deshalb heute als Begründer der Romanistik. Die neue, alle romanischen Sprachen umfassende Perspektive drängte aber auch das mittelalterliche Okzitanisch in den Hintergrund. Das fünfbandige „Lexique roman ou dictionnaire de la langue des troubadours“ (1836–1844), nach Raynouards Tod auf der Basis seiner Aufzeichnungen veröffentlicht, blieb deshalb für lange Zeit die einzige umfassende Publikation zum altokzitanischen Wortschatz, auch wenn man wusste, dass es die neuen sprachwissenschaftlichen Standards nicht erfüllen konnte.

Das „Dictionnaire de l'occitan médiéval“

Erst Emil Levy machte sich die dringend notwendige Überarbeitung des Wörterbuchs zur Lebensaufgabe. Ab 1894 publizierte er sein „Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen und Ergänzungen zu Raynouards Lexique roman“. Levy war bei dem Romanisten Adolf Tobler in Berlin promoviert worden und hatte sich in Freiburg habilitiert, beide Male mit Arbeiten zu den Troubadours. 1900 wurde ihm der renommierte Preis der Friedrich-Diez-Stiftung zugesprochen. Eine ordentliche Professur erhielt er als jüdischer Gelehrter aber nie. Er blieb Privatdozent und lehrte unentgeltlich in Freiburg. Carl Appel, der 1924 nach dem Tod des Freundes und Kollegen den letzten Band des Wörterbuchs publizierte, sprach voller Respekt vom „stillen Dasein eines selbstlos für seine Wissenschaft existierenden Gelehrten“.

In den 1960er Jahren unternahm Helmut Stimm einen erneuten Versuch, den altokzitanischen Wortschatz wissenschaftlich zu beschreiben. Zusammen mit einer kleinen Arbeitsgruppe – teilweise nur ein Mitarbeiter! – stellte er Material zusammen, zunächst noch analog auf Karteikarten, seit den 1980er Jahren aber bereits unter Einbeziehung digitaler Arbeitsmöglichkeiten. Nach seinem plötzlichen Tod 1987 setzte Wolf-Dieter Stempel das Projekt fort und konnte es 1997 in das Akademienprogramm von Bund und Ländern überführen. 2012 folgte ihm Maria Selig als Leiterin bis 2021, dem Ende der Laufzeit.

Das „Dictionnaire de l'occitan médiéval“ (DOM) war anfangs als gedrucktes Buch konzipiert. 1996 erschien der erste Faszikel, und bis 2013 publizierte das Team den einführenden Supplementband mit der Bibliographie und weitere sieben Faszikel, von *a* ‚erster Buchstabe des Alphabets‘ bis *album* ‚Eiweiß, weißer Augapfel‘ und ‚Splintholz‘. Um die Jahrtausendwende veränderte sich die Konzeption des Wörterbuchs. Man wollte nun die in der Arbeit des DOM von Anfang an angelegten digitalen Publikationsmöglichkeiten nutzen, um den Forscherinnen und Forschern ein vollständiges, leicht zugängliches und jederzeit erweiterbares Arbeitsinstrument zur Verfügung zu stellen. Seit 2016 steht das „DOM en ligne“ im Netz und deckt die ganze Alphabetsstrecke von A bis Z ab (www.dom-en-ligne.de). Der digitale Auftritt, nach Ausweis der Nutzerzahlen international stark nachgefragt, vereint die vom DOM vollständig neu erarbeiteten Wörterbuchartikel aus den gedruckten Faszikeln mit systematisierten und komprimierten Fassungen der Artikel von Raynouard und Levy für den Rest des Alphabets. Ergänzt wird der Wortschatz durch Kurzartikel zu den *mots nouveaux* (mehr als 8.000), also bisher lexikographisch nicht erfassten Wörtern, für die bei der Arbeit am DOM Belege gesammelt werden konnten. Die verschiedenen Artikeltypen sind in der digitalen Darstellung farblich und typographisch differenziert. Leserinnen und Leser können daher jederzeit den unterschiedlichen Bearbeitungsstand erkennen.

Wörterbucharbeit und mittelalterliche Lebenswelten

Wörterbücher brauchen einen langen Atem. Neben der sprachwissenschaftlichen Expertise und einer sicheren Kenntnis der betreffenden Sprache ist umfassendes Wissen in den

Wörterbucharbeit
ist auch
Teil der Kultur-
geschichte-
schreibung, die
sich all den
Lebenswelten
zuwenden muss, in
denen die be-
treffende Sprache
in der Schrift
eingesetzt wurde.



Das Okzitanische zählt zu den romanischen Sprachen, die als Fortsetzer des gesprochenen Latein in Europa entstanden sind. Es ist die angestammte Sprache Südfrankreichs, des *Midi de la France*.

Grafik: BAdW/iStock

ALTOKZ. TROBAR – AUF DEN SPUREN EINES WORTES

Die Herkunft des Wortes *trobar* ‚finden, erfinden, dichten (wie ein Troubadour)‘ war lange umstritten. Von Friedrich Diez kam der Vorschlag, es auf lt. *tūrbare* ‚verwirren‘ zurückzuführen und eine metonymische Verschiebung vom Suchen zum abschließenden Finden anzusetzen. Hugo Schuchardt folgte Diez und verwies auf die bekannte Methode, Wasser aufzuwühlen, um Fische in die Netze zu treiben – und dort zu finden. Dieser Auffassung widersprachen Antoine Thomas und Gaston Paris, weil die Etymologie nicht von den Lautgesetzen gestützt wird. Sie nahmen das lateinische *trōpus* ‚bildlicher Gebrauch eines Wortes, Gesangsweise‘ als ursprüngliche Form an. Heute folgt man weitgehend diesem Vorschlag und geht von einem lateinischen Verb *tropare* als Ursprung von *trobar* aus. Kulturgeschichtlich ist interessant, dass mit diesem Vorschlag die Bedeutung ‚(in Allegorien reden), erfinden, dichten‘ zur ursprünglichen und ‚finden‘ zur erst später abgeleiteten Bedeutung wird. Die mittelalterlichen Troubadours wären mit dieser Etymologie sicherlich einverstanden!

unterschiedlichsten Sachbereichen notwendig, um die Bedeutung der mittelalterlichen Wörter korrekt beschreiben zu können. Allzu oft vergisst man den kulturgeschichtlichen Wert dieser Arbeit. Lexikographen müssen sich mit allen Arten von Texten beschäftigen. Die Quellen des DOM etwa reichen von den Liedern der Troubadours in mittelalterlichen Prachthandschriften über höfische Romane, Heiligenviten, Kaufverträge und Rezeptsammlungen bis zu alltäglichen Aufzeichnungen aus Kaufmannskontoren. Wörterbucharbeit ist deshalb auch Teil der Kulturgeschichtsschreibung, die sich all den Lebenswelten zuwenden muss, in denen die betreffende Sprache in der Schrift eingesetzt wurde. Ein Beispiel mag dies verdeutlichen: Anfang des 15. Jahrhunderts entstand eine sorgfältig illuminierte Handschrift einer *Siensa de destraxar*, einer „Kunst der Landvermessung“. Der Autor, Bertran Boyssset, war ein gebildeter Mann mit Kenntnissen in Arithmetik, Geometrie und Rechtskunde und übte das Amt des *arpenteur-juré*, des vereidigten Landvermessers, in Arles aus. Boyssset wendet sich direkt an seine Leser und will ihnen neben Sachkenntnissen auch das Ethos dieses Berufes vermitteln. Ganz im Denken der Zeit beruft er sich dabei auf die göttliche Autorität: *Item, destrador et atermenador, sapias de sertan que Dieus es destrador, Dieus es atermenador, Dieus es escairador; per que garda e regarda ben que faras ni consi o faras, quar Dieus sap tos poncs e tas mesuras e ves que fas, sie ben o mal.* („Item, Landvermesser und Grenzzeichensetzer, wisse wohl, dass Gott vermisst, Grenzzeichen setzt, die Pfosten rechtwinklig beschneidet; achte also darauf, was du tust und wie

du es tust, denn Gott kennt deine Vermessungspunkte und Maße und sieht, was du tust, sei es gut oder schlecht.“)

Digitale Lexikographie

Die Arbeit des DOM hat dazu beigetragen, das Bild der altokzitanischen Schriftlichkeit zu differenzieren. Auch dank der ausführlichen Bibliographie – über 4.000 Einträge, auch zum Download – richtet sich die Aufmerksamkeit inzwischen neben der Troubadourlyrik auf zahlreiche andere Bereiche, in denen das Altokzitanische verwendet wurde, bevor es ab der Mitte des 16. Jahrhunderts dem (Nord-)Französischen endgültig als Schriftsprache weichen musste. In der Präsentation der Wörterbuchartikel nutzt das DOM die Möglichkeiten der digitalen Lexikographie und leistet damit einen wichtigen Beitrag zu deren Weiterentwicklung. Dies betrifft den Übergang zu einem modularen Wörterbuchsystem, das nicht nur neue Wörterbuchartikel publiziert, sondern auch weitere Informationsquellen zugänglich macht. Beispielsweise stellt das „DOM en ligne“ zusätzlich zu den neuen Fassungen der Artikel aus Raynouard und Levy Links zu den Originalseiten der Vorgängerwörterbücher zur Verfügung. Weitere Links bieten die Möglichkeit, Einträge mit anderen Lemmata des DOM in Beziehung zu setzen oder auf die zugehörigen Artikel des „Französischen Etymologischen Wörterbuchs“ von Walther von Wartburg zuzugreifen, dem etymologischen Referenzwerk für das Französische und Okzitanische. Die Auflösung bibliographischer Angaben durch Verlinkung mit der Bibliographie und die – in den neu redigierten Artikeln gebotene – Möglichkeit, die Zitate der Belegstellen einzublenden, sind weitere Angebote der digitalen Publikation. Auch die vollständige und durchsuchbare Auflistung der behandelten Lemmata (rund 37.000) ist ein wichtiger Beitrag des „DOM en ligne“.

Im letzten Förderjahr hat das Wörterbuchteam das gesamte lexikalische Ausgangsmaterial des DOM im Umfang von ca. 600.000 Zetteln gescannt und fast vollständig in eine Datenbank (dDOM) überführt. Damit sind die Voraussetzungen geschaffen, um nach Abschluss der Projektarbeit Ende 2021 auch die noch nicht publizierten Materialien des DOM der Scientific Community digital zur Verfügung zu stellen.

Prof. Dr. Maria Selig

lehrt Romanistik an der Universität Regensburg. Sie ist Mitglied der BAdW und leitete seit 2012 deren Vorhaben „Altokzitanisches Wörterbuch“, das im Akademienprogramm von Bund und Freistaat Bayern gefördert wurde.

Renate Peter, Matthias Schöffel und Dr. Monika Tausend

waren wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Ende 2021 abgeschlossenen BAdW-Vorhaben „Altokzitanisches Wörterbuch“ (www.dom.badw.de).

„Triumph der Liebe über die Götter“.
Deckengemälde von Antoine Coyppel
(1708) im Pariser Palais Rohan
des Französischen Nationalarchivs.

Von Matteo Burioni

D

ie architekturgebundene Malerei war in der Frühen Neuzeit ein europaweit verbreitetes Phänomen zur politischen Repräsentation an Höfen und in Rathäusern. Im Zusammenspiel mit Architektur und Stuck erforderte die Ausmalung der Decke spezifische Kompetenzen. Die beschäftigten Meister waren meist überregional und oftmals sogar für mehrere europäische Höfe tätig. Die Reproduktion der Ausstattung in Stichwerken sorgte für einen gemeinsamen Fundus an Vorlagen. Die Herausforderungen, vor die eine Malerei an der Decke in Hinblick auf perspektivische Ansicht, Lesbarkeit, Farbgebung und Betrachtung in der Bewegung stellte, waren dafür verantwortlich, dass in diesem höfischen Genre wesentliche Neuerungen erprobt wurden, die zu prä-kinematographischen Erlebnissen führten. Die Malerei „führte“ also gewissermaßen die Betrachterin und den Betrachter wie ein Drehbuch durch die nach Zeremoniell funktional differenzierten Räume – etwas, das gemeinhin als „barockes Gesamtkunstwerk“ apostrophiert wird.



Ein neues DFG-Projekt zur digitalen Erforschung der Deckenmalerei auf beiden Seiten des Rheins geht an den Start. Es verbindet **in innovativer Weise** Ansätze aus der Kunstgeschichte, den Digitalen Denkmaltechnologien und den Digital Humanities.

Foto: Archives nationales

Unter deutsch-französischem Himmel



Vorarbeiten und Beteiligte

Ein neues deutsch-französisches Forschungsprojekt, gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Agence Nationale de la Recherche, zielt auf eine „Verflechtungsgeschichte der Deckenmalerei in Frankreich und Deutschland 1600–1800“ und wird von Matteo Burioni vom „Corpus der barocken Deckenmalerei in Deutschland“ der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und Olivier Bonfait von der Université de Bourgogne geleitet; beteiligt sind auch Bénédicte Gady, Kuratorin am Musée des Arts Décoratifs in Paris, Mona Hess, Lehrstuhlinhaberin für Digitale Denkmaltechnologien an der Universität Bamberg, Stephan Hoppe, Leiter des Corpus-Vorhabens, und Thomas Kirchner, Direktor des Deutschen Forums für Kunstgeschichte in Paris.

Zur Vorbereitung des Projekts organisierten die Ludwig-Maximilians-Universität München, die Bayerische Akademie der Wissenschaften, die Université de Bourgogne und das Deutsche Forum für Kunstgeschichte (Max-Weber-Stiftung) eine Tagung. Unter dem Titel „Plafonds peints en Europe (XIVe–XXIe siècles): formes, fonctions, fictions“ wurden dabei im Dezember 2021 am Deutschen Forum für Kunstgeschichte in Paris wesentliche Fragen diskutiert. Begleitend hatten die Teilnehmer und Teilnehmerinnen die Gelegenheit, die Malerei von Giovanni Gherardini im monumentalen Treppenhaus des Lycée Charlemagne (ehemaliges Jesuitenkolleg) und die aus der Chancellerie d'Orléans

Bei der Scan-Kampagne des Corpus der barocken Deckenmalerei in Deutschland und des Lehrstuhls für Digitale Denkmaltechnologien der Universität Bamberg im Palais im Großen Garten in Dresden.

Die in der älteren Forschung unbestrittene europaweite Ausstrahlung von Versailles (...) soll mit neueren Ansätzen überdacht und korrigiert werden.

Foto: Pablo Gumiel Campo/Archives nationales

stammende Deckenmalerei von Antoine Coypel im Palais Rohan des Französischen Nationalarchivs, die über 100 Jahre in Kisten in der Französischen Nationalbank lagerte und erst kürzlich wieder am neuen Ort eingebaut wurde, zu besichtigen.

Bereits im September 2021 wurde in einer Zusammenarbeit zwischen dem Corpus der barocken Deckenmalerei in Deutschland und dem Lehrstuhl für Digitale Denkmaltechnologien der Universität Bamberg ein Laserscan und eine Photogrammetrie-Kampagne im Palais im Großen Garten in Dresden vorgenommen. Diese Kampagne förderte eine Fülle von Informationen zum Bauprozess, zur Ausstattung des Raumes, zur Wahrnehmungswirkung der Ausstattung, zur handwerklichen Ausführung und zur technischen Umsetzung zu Tage.

Ziele des Projekts

Ziel des deutsch-französischen Projektes ist es, das historische, kulturelle, formale und technische Phänomen der Verbreitung von gemalten und skulptierten Deckenausstattungen im Europa des 17. und 18. Jahrhunderts zu untersuchen. Auf beiden Seiten des Rheins entstanden in den letzten Jahren Datenbankinitiativen, und die Zeit ist reif, um gemeinsame digitale Werkzeuge zu entwickeln. Das deutsch-französische Projekt wird bestehende Initiativen nicht ersetzen, sondern bereichern, indem grundlegende Bedingungen für eine gemeinsame Forschung geschaffen werden, die sich künftig in einem Online-Portal der Deckenmalerei in Frankreich und Deutschland niederschlagen. Zusätzlich zur digitalen Erschließung wird das Team Untersuchungen von zwanzig Deckenmalereien durchführen, die die Vielfalt der eingesetzten Techniken, der Auftraggeberinnen und Auftraggeber, das Experimentelle des Entwurfs, die Organisation der Baustellen, die Funktion der Ausstattungen in der Repräsentation von Macht, die Bedingungen ihrer Bildmacht sowie ihre Rolle in der Entwicklung von Formen und Diskursen widerspiegeln. Schließlich wird die 3D-Visualisierung von sechs bestehenden oder zerstörten Ausstattungen ein Experimentierfeld bieten, um Fragen wie den Übergang von der zweiten zur dritten Dimension zu untersuchen, was sicherlich auf großes Interesse einer breiteren Öffentlichkeit stoßen dürfte.

In der Forschung zur Deckenmalerei gibt es noch viel zu tun. Chronologisch gesehen bilden die Anfänge der Deckenmalerei in Deutschland ein wenig erforschtes Feld, während das 18. Jahrhundert im Mittelpunkt der Forschung steht. Umgekehrt könnte der Forschungsstand in Frankreich zu der Annahme führen, dass sich die Deckenmalerei im 18. Jahrhundert nach dem goldenen Zeitalter Ludwigs XIV. auf François Lemoyne's Salon d'Hercule in Versailles oder auf die verschwundene Ausstattung der von Pellegrini gemalten Mississippi-Galerie in der Banque Royale in Paris beschränkt. Auch im Hinblick auf die geographische Verteilung ist der Forschungsstand unausgewogen. Während die großen Residenzen in Dresden, Berlin, München, Würzburg wie auch im Rheinland nachhaltige Aufmerksamkeit erfahren haben, blieben weite geographische Gebiete im Nordwesten und -osten wie die Region Hannover, Brandenburg, Sachsen und Thüringen bis vor Kurzem im Schatten. Was Frankreich betrifft, so gleicht die Situation dort fast einer Karikatur: Mit Ausnahme einiger weniger regionaler Studien zu Montpellier oder Dijon haben

die Standorte Versailles und Paris die gesamte Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Obwohl die Forschungslage geographisch und chronologisch ungleichmäßig verteilt ist, gibt es also viele Anhaltspunkte, die es nahelegen, eine Erfassung der Deckenmalerei in Frankreich und Deutschland wieder aufzunehmen und damit den Grundstein für eine umfassendere Geschichte dieses visuellen und untrennbar mit der Architektur verbundenen Objekttypus' zu legen, der in der Epoche des Barock wichtiger war als das Tafelbild.

Darüber hinaus führten die Beziehungen zwischen dem Königreich Frankreich und den Gebieten des Alten Reichs in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert zu ständiger gegenseitiger Aufmerksamkeit auf der politischen und der künstlerischen Ebene. Neben den Transferprozessen sind aber auch die Abgrenzungs- und Ablehnungstendenzen zu berücksichtigen, wobei zwischen der Orientierung an Versailles und der Wirksamkeit formaler und ikonographischer Aneignungen zu unterscheiden ist. Die in der älteren Forschung unbestrittene europaweite Ausstrahlung von Versailles soll am Beispiel der künstlerischen Beziehungen zwischen dem Königreich Frankreich und dem Alten Reich mit neueren Ansätzen überdacht und korrigiert werden.

Gemeinsame Datenbank

Die Digitalisierung eröffnet neue Möglichkeiten der Erschließung. Seit 2019 werden in der laufend aktualisierten Online-Datenbank des Corpus der barocken Deckenmalerei Werke erfasst. In Frankreich existiert bisher kein vergleichbares Projekt. Andererseits haben die verschiedenen Verwaltungen des französischen Kulturministeriums im Rahmen einer Open Data-Initiative eine große Anzahl von Ressourcen online gestellt, von denen die wichtigsten in der POP-Plattform zusammengefasst wurden. Sie ermöglicht es, fast 400 Deckenausstattungen in Frankreich zu identifizieren. Diese unterschiedlichen Ressourcen in einer Datenbank zusammenzuführen, wird neue Möglichkeiten der quantitativen Analyse mithilfe der Digital Humanities und der Künstlichen Intelligenz erschließen. Mit der Zusammenführung von Forschungsdaten zum kulturellen Erbe zwischen Frankreich und Deutschland sowie dem Einsatz von Laserscan und Photogrammetrie integriert das Projekt in innovativer Weise Ansätze aus der Kunstgeschichte, den Digitalen Denkmaltechnologien und den Digital Humanities.

PD Dr. Matteo Burioni

ist Leiter der Münchner Arbeitsstelle des „Corpus der barocken Deckenmalerei“, das im Akademienprogramm von Bund und Ländern gefördert wird. Gemeinsam mit Olivier Bonfait leitet er das DFG/ANR-Projekt „Eine Verflechtungsgeschichte der Deckenmalerei in Frankreich und Deutschland 1600–1800“ der LMU München, der BAdW und der Université de Bourgogne.

Neu an der Akademie

Carmen Friedrich M. A., Ad hoc-AG „Zukunftswerte“, am 15. Juli 2021.

Dr. Xiaolong Deng, Leibniz-Rechenzentrum, am 1. August 2021.

Thomas Luschmann, Walther-Meißner-Institut, am 1. August 2021.

Gül Melisa Akkaya, Redian Balla, Dr. Jonathan Coles und Florian Kreft, Leibniz-Rechenzentrum, am 1. September 2021.

Dr. Isabel Kalous, Schelling-Forum, am 1. September 2021.

Lea Kreuzburg, Verwaltung, am 1. September 2021.

Shamil Erkenov und Frederico Roy Ph. D., Walther-Meißner-Institut, am 15./16. September 2021.

Karin Eben M. A. und Julia Schneidawind M. A., Ad hoc-AG „Judentum in Bayern“, am 1. Oktober 2021.

Katharina Hundhammer, Bayerisches Forschungsinstitut für Digitale Transformation, am 1. Oktober 2021.

Dr. Martin Rückamp, Erdmessung und Glaziologie, am 1. November 2021.

Üseyin Sarikaya, Leibniz-Rechenzentrum, am 1. November 2021.

Ass. iur. Philipp Scheurer LL. M. (Glasgow), Kulturen politischer Entscheidung in der modernen Demokratie, am 1. November 2021.

Chrisoula Liatsou, Bayerische Landesgeschichte, am 15. November 2021.

Katharina Strika M. A., Mittellateinisches Wörterbuch, am 15. November 2021.

Nikolaus Glaser und Gerhard Huber, Walther-Meißner-Institut, am 1. Dezember 2021.

Marina Krauß, Erdmessung und Glaziologie, am 1. Dezember 2021.

Michaela Drexler, Leibniz-Rechenzentrum, am 1. Januar 2022.

Carolin Grimm M. A., Institut für Volkskunde, am 1. Januar 2022.

Nadane Nikabou, Verwaltung, am 1. Januar 2022.

Sebastian Still M. Sc., Bayerische Landesgeschichte, am 1. Januar 2022.

Astrid Viertler, Bayerisches Wörterbuch, am 1. Januar 2022.

Florian Wallner, Walther-Meißner-Institut, am 1. Januar 2022.

Dr. Christoph Binkelman und Dr. Daniel Unger, Schelling in München, am 15. Januar 2022.

Anna Maria Procajlo, Verwaltung, am 15. Januar 2022.

Francesco Bombino, Verwaltung, am 1. Februar 2022.

Patricia Oehrl, Walther-Meißner-Institut, am 1. Februar 2022.

Verstorben

Prof. Dr. Ernst Kunz, ordentl. Mitglied (1988), Mathematik, am 10. April 2021.

Prof. Dr. C. Sebastian Sommer, Beirat „Vergleichende Archäologie römischer Alpen- und Donauländer“, am 13. Oktober 2021.

Prof. Dr. Dietrich Herm, ordentl. Mitglied (1981), Geologie und Paläontologie, am 16. November 2021.

Preise und Ehrungen

Prof. Dr. Andrea Abele-Brehm, ordentl. Mitglied (2017), Sozialpsychologie, Werner Heisenberg Medaille der Humboldt-Stiftung.

Prof. Dr. Jia Chen, Arnold Sommerfeld-Preis der BAdW 2021.

Prof. Dr. Jörg Hacker, korrespond. Mitglied (2008), Molekulare Infektionsbiologie, Verdienstorden des Landes Sachsen-Anhalt.

Dr. Catherine Herfeld, Karl-Heinz Hoffmann-Preis der BAdW 2021.

Dr. des. Paul Hullmeine, wiss. Mitarbeiter im Projekt „Ptolemaeus Arabus et Latinus“, Akademiepreis der Karl Thiemig-Stiftung 2021.

Dr. Stephanie Müssig, Peregrinus-Preis der BAdW 2021.

Prof. Dr. Dieter Oesterheld, ordentl. Mitglied (1990), Biochemie, Albert Lasker Basic Medical Research Award 2021.

Dr. Hermann Walter Patsch, Akademiepreis der BAdW 2021.

Prof. Dr. Mathias Rohe, ordentl. Mitglied (2018), Bürgerliches Recht, Internationales Privatrecht und Rechtsvergleichung, WGIT 2020 Award.

Prof. Dr. Manfred Scheer, ordentl. Mitglied (2016), Anorganische Chemie, Alexander Todd-Hans Krebs Lectureship der Royal Society of Chemistry.

Dr. des. Caterina Schürch, Max Weber-Preis der BAdW 2021.

Prof. Dr. Stephan A. Sieber, ordentl. Mitglied (2016), Organische Chemie, Klaus-Grohe-Preis.

Sonstiges

Dr. Christopher Dowson, Thesaurus linguae Latinae, Verlängerung des Humboldt-Stipendiums.

Prof. Dr. Reinhard Stauber (Klagenfurt), Wahl zum Präsidenten der Historischen Kommission bei der BAdW.

Dr. Tobias Thum, wiss. Mitarbeiter im Projekt „Johannes von Damaskus“, Habilitation an der LMU München im Fach Klassische Philologie.

Dr. Marcus Zagermann, wiss. Mitarbeiter im Projekt „Archäologische Erforschung römischer Alpen- und Donauländer“, Habilitation an der Universität Bamberg im Fach Archäologie der Römischen Provinzen.



Bundesverdienstkreuz für Ulrich L. Rohde

Für seine außerordentlichen Verdienste als Wissenschaftler, akademischer Lehrer, Entwickler und Unternehmer auf den Gebieten der Hochfrequenz- und Mikrowellentechnik erhielt BAdW-Ehrenmitglied **Ulrich L. Rohde** das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. „Die Art und Weise, in der Sie Forscherdrang und Unternehmergeist miteinander verbunden haben“, erklärte Staatsminister Sibler bei der Verleihung des Ordens, „hat Vorbildcharakter für die Ihnen nachfolgenden Generationen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern.“



Forschungen gegen Blutkrebs

Die Peter und Traudl Engelhorn Stiftung fördert die Biochemikerin **Eva Maria Huber** (TU München) mit einem Stipendium. Ihre Forschung über die Hemmung des Proteasoms, einen zylinderförmigen Enzymkomplex, durch chemische Substanzen stellt eine wirksame Therapie von Blutkrebs und eine potentielle Behandlungsmöglichkeit von Autoimmunerkrankungen dar. Seit 2017 ist Eva Maria Huber Mitglied des Jungen Kollegs der BAdW.

Zusammenstellung: sie/e

Fotos: STMWFK/A. König; Bayer. Staatskanzlei; TUM/A. Heddergott; Alexander von Humboldt-Stiftung/K. Waldmann

Maximiliansorden für Akademiemitglieder



Bei einem Festakt im Antiquarium der Münchner Residenz erhielten sechs Mitglieder der BAdW die höchste Auszeichnung des Freistaats Bayern für exzellente Leistungen in Wissenschaft und Kunst: **Immanuel Bloch** (Physik),

F. Ulrich Hartl (Physiologische Chemie), **Ulrich Konrad** (Musikwissenschaft), **Heike Paul** (Amerikanistik), **Rüdiger Wehner** (Biologie) und **Andreas Wirsching** (Neuere und Neueste Geschichte).

Großmacht Assyrien

Die Altorientalistin **Karen Radner** erhielt den Leibniz-Preis 2022

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) zeichnete die Altorientalistin **Karen Radner** mit dem höchsten deutschen Wissenschaftspreis aus. Die Humboldt-Professorin an der LMU München sei, so die DFG, „eine der weltweit führenden Expertinnen für die frühe Geschichte des Nahen und Mittleren Ostens“. Im Fokus ihrer Forschung steht die Großmacht Assyrien im ersten Jahrtausend vor Christus, sie untersucht die Elemente früher Formen von Machtpolitik ebenso wie Dynamiken der Siedlungsentwicklung und Zeugnisse der frühen Hochkultur. Ihre Pionierarbeiten in der Erschließung assyrischer Quellen „haben das Potenzial, das gegenseitige Wissen und die Beziehungen zwischen Orient und Okzident neu zu definieren.“ Karen Radner, die seit 2016 Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ist, setzt sich ferner für die Förderung von jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern unter anderem aus Irak und Iran ein.



Karen Radner bei Feldarbeiten in der Autonomen Region Kurdistan im Norden des Irak.

05.-07.2022

Mai

Dienstag, 17. Mai 2022

Vertrauen in Wissenschaft

Interdisziplinärer Online-Workshop der Ad hoc-AG „Zukunftswerte“, u. a. mit Prof. Dr. Simone Rödder (Hamburg) und Prof. Dr. Armin Falk (Bonn), bei der Abendveranstaltung Keynote von Prof. Dr. Rainer Bromme (Münster) mit anschließender Diskussion

14.00–18.20 Uhr (Online-Workshop) via Zoom, Anmeldung: Martina.Osterrieder@zukunftswerte.badw.de
19.00–21.00 Uhr (Keynote und Podiumsdiskussion), via Zoom unter www.badw.de, keine Anmeldung erforderlich

Mittwoch, 25. Mai 2022

Gefährdung und Schutz von Oberflächengewässern

Wissenschaftliche Tagung des Forums Ökologie, organisiert von Prof. Dr. Jürgen Geist (TU München)

Sitzungssaal 1

9.30–17.00 Uhr

Nur mit Einladung

Freitag, 27. Mai 2022

Galaxien und Schwarze Löcher

Vortrag von Prof. Dr. Reinhard Genzel (MPI für extraterrestrische Physik/BAdW) zur Eröffnung des Schelling-Forums der BAdW an der Universität Würzburg, in Kooperation mit der Würzburger Wissenschaftlichen Gesellschaft

Neubaukirche

Neubaustraße 9, 97070 Würzburg

17.00 Uhr

Anmeldung: Schelling-Forum@badw.de

Juni

Donnerstag, 23. Juni 2022

Jüdisches Leben und Antisemitismus heute

Gespräch mit Prof. Dr. Michael Brenner (LMU München/AU Washington/BAdW) und der Schriftstellerin Amelie Fried

Plenarsaal

19.00 Uhr

Montag, 27. und Dienstag, 28. Juni 2022

Vektoren der Datenpreisgabe

Tagung des Bayerischen Forschungs-

instituts für Digitale Transformation (bidt) der BAdW

Plenarsaal bzw. Sitzungssäle

Mo 12.30–18.00 Uhr, Di 9.00–14.00 Uhr

Mittwoch, 29. und Donnerstag, 30. Juni 2022

70 Jahre „Brüderlichkeit“?

Jüdisch-Christlicher Dialog nach dem Holocaust bis heute

Tagung des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur der LMU München (Prof. Dr. Michael Brenner), des Deutschen Koordinierungsrats der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Ad hoc-AG „Judentum in Bayern“ der BAdW

Plenarsaal bzw. Sitzungssäle

Mi 15.00–17.00 Uhr, Do 9.00–13.00 Uhr

Juli

Freitag, 22. Juli 2022

Künstliche Intelligenz: Maschinelles Lernen und Mustererkennung

Öffentliches Symposium des BAdW-Forums Technologie, u. a. mit Vorträgen über Maschinelles Lernen und Visual Computing, Künstliche Intelligenz für das Gesundheitssystem der Zukunft sowie Automatische Erschließung von Musikdaten

Plenarsaal

13.00–18.00 Uhr

Neu in der Mediathek

Judentum in Bayern
Video · 11.2.2022

Wo findet sich heute jüdisches Leben in Bayern? Eine neue Ad hoc-AG der BAdW befasst sich in zwei Schwerpunkten – Archäologie und Geschichte – einerseits mit den Überresten des vorindustriellen Landjudentums, andererseits mit dem Wiederbeginn jüdischen Gemeindelebens in Bayern seit Kriegsende 1945.

Jüdisches Leben in Bayern
Video · 17.2.2022

Vier Generationen im Gespräch: Charlotte Knobloch (Israelitische Kulturgemeinde München und Oberbayern), Prof. Dr. Michael Brenner (LMU München/BAdW), die Schriftstellerin Lena Gorelik und Lena Prytula (Jüdische Studierendenunion Deutschland) tauschen sich über ihre Perspektiven auf jüdisches Leben in Bayern heute aus.

Im nächsten Heft:

Digitaler Wandel und Verantwortung



Impressum

HERAUSGEBER
Prof. Dr. Thomas O. Höllmann
Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (BAdW)

REDAKTION
Dr. Isabel Kalous (ik)
Dr. Ellen Latzin (el; verantwortlich)
Gabriele Sieber (sie; Bildredaktion)
Ruth Zapf (rz)

VERLAG UND ANSCHRIFT
Bayerische Akademie der Wissenschaften
Alfons-Goppel-Str. 11, 80539 München
Tel. 089/23031-1141, presse@badw.de
ISSN 1436-753X

ART DIRECTION
Studio Umlaut, www.studio-umlaut.com

GRAFIK
Daniela Wiesemann, www.danielawiesemann.de

BILDBEARBEITUNG
Karin Martin

DRUCK
Landesamt für Digitalisierung, Breitband und Vermessung,
Alexandrastr. 4, 80538 München

PAPIER
SoporSet Premium Offset 120 gr/m²,
LuxoArt Samt 200 gr/m²

„AKADEMIE AKTUELL“
erscheint 3 x jährlich. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag der Freunde der BAdW enthalten. Die Texte dürfen nur mit Genehmigung der BAdW reproduziert werden. Die Wiedergabe der Abbildungen ist mit den Inhabern der Bildrechte abzuklären. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder. Sie finden das Magazin auch unter www.badw.de.

ZEITSCHRIFT ABONNIEREN
www.badw.de/die-akademie/presse/zeitschrift-akademie-aktuell

Fotos: istock/miriam-doerr; Matthias Koch/imago

BAdW

Jüdisches Leben und Antisemitismus heute

Michael Brenner
im Gespräch mit Amelie Fried
23. Juni 2022

„Ich war vor zehn oder zwanzig Jahren nicht der Meinung, dass wir es mit einem so massiven Wiederaufleben des Antisemitismus in Europa zu tun haben werden. In der Einschätzung der Gegenwart war ich optimistischer.“ Dieses Resümee zieht der Historiker Michael Brenner angesichts der antisemitischen Vorfälle der letzten Jahre, unter denen der Anschlag von Halle als trauriger Höhepunkt gelten darf. Im Vergleich zum Beginn des 21. Jahrhunderts sind die Zahlen antisemitischer Straftaten in Deutschland stark gestiegen – auf etwa sechs pro Tag! Aber auch das jüdische Leben ist in den letzten dreißig Jahren aufgeblüht.

Wie geht man als Historiker und als in Bayern aufgewachsener Jude mit dieser Entwicklung um? Wo liegen die geschichtlichen (Hinter-)Gründe? Und welche Stationen in seinem Leben waren Michael Brenner besonders wichtig – für seine Laufbahn als Wissenschaftler ebenso wie für seine jüdische Identität?

Was? Vis-à-vis-Gespräch mit Michael Brenner (LMU München/AU Washington/BAdW) und der Schriftstellerin Amelie Fried

Wann und wo? Donnerstag, 23. Juni 2022, 19.00 Uhr, Plenarsaal der BAdW

Was noch? Aktuelle Corona-Regeln finden Sie unter www.badw.de



Transparent gegen Antisemitismus im Fanblock des 1. FSV Mainz 05 beim Bundesligaspiel gegen den 1. FC Union Berlin, Oktober 2021.



Auf Löwenjagd

Der Historiker **Daniel Stienen** über einen antiken Dolch

Foto **Myrzik und Jarisch**

Im Original nur im Archäologischen Nationalmuseum in Athen zu bewundern: auf Pappe geklebter Farbdruk des antiken Löwen-Dolchs.

Schon als Schulkind entdeckte Dr. Daniel Stienen seine Begeisterung für Geschichte, als er in einem Buch auf die Abbildung eines antiken Dolchs aus dem Mykene des 16. Jahrhunderts v. Chr. stieß. „Das war für mich die früheste Begegnung mit Geschichte und der Erfahrung, dass es eine Zeitlichkeit vor der eigenen Zeit gegeben hat.“ An dem Dolch, auf dem eine packende Löwenjagd dargestellt ist, faszinierte ihn die „soziale Fremdheitserfahrung“, wie er es heute beschreiben würde. Denn offenbar gab es in früheren Zeiten Gesellschaften, in denen der Kampf zwischen Mensch und Tier von zentraler Bedeutung war. „Diese Fremdheitserfahrung

öffnete mir die Augen dafür, dass die Werte und Normen, die uns alltäglich und selbstverständlich scheinen, historisch gewachsen und veränderlich sind.“ Heute forscht Stienen in dem interdisziplinären Projekt „Kulturen politischer Entscheidung in der modernen Demokratie“ der BAdW an Generationenunterschieden und deren Auswirkungen auf die demokratische Entscheidungsfindung. Der antike Dolch erinnert ihn daran, sich anderen Zeiten und Gesellschaften mit Neugier und Respekt zu nähern. „Nicht urteilen, sondern verstehen wollen, das erachte ich als die vornehmste Aufgabe historischen Arbeitens.“

Protokoll: rz



BAdW

jetzt

newsletter

Aktuelle Infos aus der Akademie bequem per Mail: Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Veranstaltungen, Forschungsnews, Ausschreibungen von Stipendien, neue Publikationen sowie aktuelle Videos und Podcasts. Bleiben Sie immer auf dem Laufenden und melden Sie sich jetzt an!

abonnieren

Anmelden unter:
www.badw.de/presse

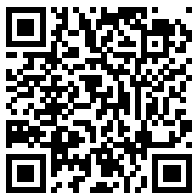
BAYERISCHE
AKADEMIE
DER
WISSENSCHAFTEN

BADW



NEUGIERIG?

WISSENSCHAFT ENTDECKEN



www.badw.de

MEDI▶THEK

BAYERISCHE
AKADEMIE
DER
WISSENSCHAFTEN